DOKTOR HELLMUTS DONNERSTAGE

Bertha von Suttner



Doktor Hellmuts
Donnerstage.

Von

Bertha v. Suttner.

Milwaukee, Wis.
Druck und Verlag der FREIDENKER PUBLISHING CO.
1891.

Inhaltsverzeichniß.

I.

Weltanschauung.

Allwöchentlich versammelten wir uns — ein Kreis von zehn bis zwölf jungen Männern — im Hause des Doktors Hellmut. Zuerst ein vortreffliches Diner; dann begab man sich in des Hausherrn Arbeitszimmer, wo im Kamin ein helles Feuer loderte, und hier führten wir bei schwarzem Kaffee, Liqueurs und Cigarren die lebhaftesten, anregendsten Gespräche.

Wir waren zumeist Literaten, Studirende — künftige Doktoren, Schriftsteller oder Gelehrte, daher waren unsere Interessen nicht auf die sonstigen Passionen der „goldenen Jugend" beschränkt: Karten, Ballet und Sport bildeten nicht den Stoff unserer Unterhaltung. Derlei war sogar von unseren Donnerstag-Soiréen statutenmäßig ausgeschlossen. Zunächst hielt einer von uns eine Vorlesung über ein in der vorigen Woche angeregtes Thema aus dem Gebiete der Kunst oder Philosophie, und darüber wurden dann eifrige, wenn auch stets friedliche Debatten geführt. Oder es las einer der anwesenden Dichter sein neuestes Musenprodukt vor, oder es wurden auch freie Vorträge über einen zufällig im Gespräche aufgeworfenen Gegenstand gehalten. Ein in der Mitte des Zimmers stehender, überzähliger Lehnsessel fungirte als Tribüne. Wenn Jemand von seinem Platze aufstand und sich auf den verhängnißvollen Sitz niederließ, so war das ein Zeichen, daß der Betreffende eine Rede halten wolle und die Uebrigen verstummten.

Am liebsten war es uns, wenn unser Hausherr den „rhetorischen Sessel" einnahm. Er hatte eine so eigene,

leichte Art, zu sprechen, niemals blieb er stecken — es giebt für den Zuhörer nichts Peinlicheres, als das sogenannte Steckenbleiben eines Vortrags- oder Toasthersagers — und er konnte unermüdlich über das gewählte Thema die verschiedensten Variationen improvisiren.

Eines Abends, nachdem in dem auf dem Lesetische aufliegenden neuesten Hefte des „Kosmos“ geblättert worden, gab der Titel dieses Blattes: „Zeitschrift für einheitliche Weltanschauung auf Grundlage der Entwickelungslehre“ Anlaß zu eifrigen Diskussionen. Da wurde für und wider die Evolutionstheorie gestritten, für und wider die Möglichkeit einer einheitlichen Weltanschauung; die pessimistischen, optimistischen, idealistischen, materialistischen und alle denkbar -istischen Meinungen flogen aneinander; schon drohte die immer heftiger werdende Debatte in einen lärmenden Streit auszuarten, als unser Hausherr auf den Vortragsfauteuil zuschritt.

Wir brachen Alle in Applaus aus. Der Doktor drehte sich eine Cigarette, goß an einem nebenstehenden Tisch ein Glas Grog ein und lehnte sich behaglich in den Fauteuil zurück. Ich saß etwas seitwärts hinter ihm, zog unbemerkt mein Notizbuch hervor — und habe den ganzen Wortlaut des Vortrags stenographirt.

„Weltanschauung, meine Herren,“ so begann der Doktor in seinem gewohnten konversationellen Ton, „das ist ein gar hochsegelnder Ausdruck. Es giebt Worte, welche für die durch sie bezeichneten Begriffe gleichsam zu eng sind — der Gedanke fühlt sich darin wie fluggehemmt — aber bei dem Worte „Weltanschauung“ tritt das Gegentheil ein: hier befindet sich der Begriff in seinem Ausdrucksvehikel, wie eine Fliege in einem Luftballon. Meinen Sie denn wirklich, unsere paar verworrenen Ideen über Dinge, die wir nicht wissen, seien eine Anschauung, das soll heißen eine Erfassung — und noch dazu die Erfassung der Bagatelle „Welt“?

Auch ein gar verschieden aufgefaßtes Ding, der Begriff Welt. Das eben in die Gesellschaft eingeführte Komteßchen wird Ihnen sagen, dieses Wort bedeute das Gewoge der Hofbälle und der adeligen Picknicks; der Stocktheologe wird darunter Erde, Himmel, Fegfeuer und Hölle verstehen; die Meisten denken sich unser Fixsternsystem dabei und erwägen nicht, daß auch diese Sternmillionen nur ein Ameisenhäufchen sind im endlosen Raum. — Aber streiten

wir nicht über Worte. Wir sind jedenfalls drin in der Welt, und haben am Ende auch ein Recht, sie anzuschauen. Nur bitte, thun Sie nicht so wichtig mit ihren Maulwurfsblicken, glauben Sie nur ja nicht, daß Ihre Anschauung dem Angeschauten entsprechend sein könne. Und wenn Ihr Geist anfängt, sich in mystische Dünste zu verflüchtigen, so glauben Sie nur nicht, daß diese Wolkengebilde bis zur Wahrheitssonne steigen — sie fallen nächstens als ein grauer Theorieregen wieder zur Erde herab. „Wenn derjenige, der zuhört, nicht verstehen kann — sagt Voltaire — und derjenige, der spricht, sich zu verstehen aufhört, so ist das Metaphysik."

Sie sprachen vorhin von moderner Weltanschauung und damit haben Sie wohl jenen Ideencyklus gemeint, welcher, von der Entwickelungslehre ausgehend, die Erscheinungswelt im Lichte der von Darwin angesteckten Fackel beleuchtet. Daß ich gegen diese Anschauung nicht streiten werde, wissen Sie, die Sie mich als eifrigen Anhänger derselben kennen; aber gegen die Bezeichnung „modern" will ich protestiren. Aufdämmernd wäre das richtige Wort — knospend, eischalenauspickend ... aber m o d e r n, d. h. herrschend — noch lange nicht. Erst wenn alle jetzt alternden Philosophien ausgestorben sein werden, erst wenn eine ganz neue, bisher noch ungeahnte Anschauung anfangen wird, eischalenpickend zu sein — dann erst werden wir uns modern nennen dürfen. Denn das Fertige, Bestehende, Anerkannte kennzeichnet sich durch die Ruinen, auf denen es sich erhebt und durch den schwarzen Punkt am Horizont, der i h m den zertrümmernden Sturm droht. Das Verdrängthabende, welches zwischen dem Verdrängten und dem neuen, Verdrängen-Wollenden eine Art von Bestand hat, das ist das Herrschende, also das Moderne. Zur Zeit, als die Apostel das Evangelium zu verkünden begannen, war das Christenthum nicht der moderne Glaube und heute ist noch wahrlich der Evolutionsglaube — die frohe Fortschrittsbotschaft — nicht modern. Wir befinden uns — erschrecken Sie nicht, wenn ich wieder einmal einen Gemeinplatz sage — wir befinden uns in einem Uebergangsstadium. Die alte Schule fühlt den Boden unter ihren Füßen schwanken, die neue hat noch nicht Boden gefaßt. Und dazwischen ist die eigentlich herrschende Schule, die weitverbreitetste, also die modernste, die Schule des „Gutseinlassens",

des „Kannauchseins", des „Istmiregals". Wir müssen daher nicht von W e l t a n s ch a u u n g, sondern vielmehr von achselzuckender Weltangaffung reden, wenn wir die Bezeichnung „modern" hinzufügen wollen ...

Eine Weltauffassungsphilosophie, meine Herren, baut sich furchtbar mühsam und furchtbar langsam auf. Sie ist das Gesammtwerk von Millionen infusorischer Gedanken, die sich aufeinander lagern und ein Gebirge bilden, welches dann die Menge von Weitem sehen kann und welches einzelne muthige Bergsteiger — das sind die jeweiligen Denker — auch erklimmen und beschreiben können. Sie haben noch nicht so viele Civilisationsgeschichten, Kulturnovellen und archäologische Romane gelesen — wie solche jetzt von allen Seiten verfaßt werden — ohne zu bemerken, daß jede Kultur auch für jede Seite, von der man sie betrachtet, einen eigenen Stempel aufweist. Künste, Sitten, Bauten, Schreib- und Denkweise: Alles hat seinen besonderen und dabei mit allen übrigen eben modernen Stilen verwandten Stil. Nun ist die Philosophie eines Volkes, beziehungsweise einer Epoche, die Synthese sämmtlicher umgebenden Kulturelemente, so zu sagen die geistige Bilanz aller im Kontobuch des betreffenden Zeitalters eingetragenen Posten.

Nehmen Sie als Beispiel die fanatisch gläubigste Epoche des Mittelalters. Da, wo die Kunst durch byzantinisch-steife Heiligenbilder, die Gerichtsbarkeit durch Hexenprozesse, die Literatur durch Mönchslegenden, die Kriegführung durch Heidenverfolgung, die Wissenschaft durch Astrologie vertreten war: zu dieser Zeit mußte die herrschende Philosophie ein mystischer Dogmatismus sein. Da brauchte man auch nicht erst die an den Hochschulen geführten Disputationen anzuhören, da mußte man nicht selbst Scholastiker sein, um die dazumal moderne Weltanschauung aufzufassen; man brauchte nur auf die Straße zu treten und einen zum Feuertode geschleppten Ketzer, einen Zug von Flagellanten zu sehen und man athmete die herrschende Philosophie ein, sie drang durch Aug' und Ohr, durch alle Poren in den Volksgeist ein. Wenn sich die Sitten ändern, wenn sich die Künste entfalten, wenn das Wissen steigt, so tritt eine analoge allmähliche Wandlung in der Weltanschauung ein.

Die Solidarität des öffentlichen Geistes mit allen umgebenden Erscheinungen, auf dem Gebiete der Kunst, Sitte

und Wissenschaft, ist eine unverbrüchliche, zugleich auch eine gegenseitige, rückwirkende: die herrschende Philosophie wird von der umgebenden Bewegung ergriffen und theilt auch der Umgebung eine Bewegung mit. Alles, was ist, ist beeinflußt und beeinflussend. In diesem Wechselspiele der Ursachen und Wirkungen ist es bisweilen schwer zu unterscheiden, in welcher Ordnung die Erscheinungen auf einander folgen — ob z. B. eine neu aufsteigende Idee eine alte Institution umwirft, oder ob durch die beginnenden Schwankungen der Institution die betreffende Idee wach gerufen wurde.

Soviel ist gewiß, daß jene Weltanschauung, von der wir sprachen und die Sie als modern bezeichneten, nicht ein konzentrirtes Spiegelbild der gegenwärtig in unserer Gesellschaft herrschenden Kultur ist. Sie ist noch im Widerspruche mit zu vielen der bestehenden Dinge, als daß sie den Zeitgeist durchsättigen könnte. Die Schreiber späterer Kulturgeschichten, wenn sie einst das Gesammtbild unserer Civilisation entwerfen (welche sie vielleicht das Barbarenthum des neunzehnten Jahrhunderts nennen werden), können unmöglich die „einheitliche Weltanschauung auf Grund der Entwickelungslehre" als die charakteristische Anschauung unserer Zeit bezeichnen. Denn ein von Weitem gesehenes Bild — gleichviel, ob die Entfernung eine räumliche oder zeitliche ist — weist nur seine großen und ineinander verschmelzenden Züge auf, und zu diesen kann man die Keime nicht rechnen, die wohl in unserer Luft flattern, die Einzelne von uns mit schöner Zukunftsfreude sprießen sehen — die aber für das Auge des Zukunftshistorikers und auch für das Auge der zeitgenössischen großen Menge eben nur unsichtbare Keime sind.

Ich habe Sie enttäuscht, meine Herren. Sie glaubten wohl, als ich auf das gewählte Schlagwort eine Rede eröffnete, daß ich Ihnen eine synoptische Tafel aller bestehenden philosophischen Systeme entwerfen und darauf eine eigene Synthese liefern würde, um Sie mit m e i n e r sogenannten Weltanschauung bekannt zu machen. Da müßte ich dieselbe erst selber kennen! . . . Ich gehöre zwar nicht zu der erwähnten Schule der Weltangaffung, aber was ich empfinde, ist eher eine — Weltvermuthung. Das, was ich aus den an allen Enden der Wissenswelt auftauchenden Ideen heraus erfasse, das Wenige, das mein

geblendeter Verstand davon in sich aufgenommen hat, das will ich gern einmal zum Vorwurfe eines speziellen Vortrags machen — vor dessen Nebelhaftigkeit ich Sie übrigens schon im Voraus gewarnt haben möchte. Heute war es mir nur darum zu thun, Ihnen meine Ansicht mitzutheilen, daß Ihre moderne Weltanschauung weder eine Weltanschauung — noch modern ist."

Mit diesen Worten erhob sich der Doktor von seinem Sitze. Er sah, wie ich mein Notizbuch zuklappte.

„Was haben Sie da geschrieben?" fragte er. „Das ist mir sehr verdächtig; ich weiß, daß Sie stenographische Studien treiben...... Sie haben doch nicht etwa die eben Gott sei Dank verhallte Wortfolge als Uebungsstück benutzt?"

„Ich muß gestehen," antwortete ich, „Ihre Rede befindet sich jetzt vollständig in meiner Tasche."

Es war schon spät, wir brachen auf. Und seither habe ich alle Vorträge unseres Hausherrn niedergeschrieben.

II.

Anästhesie.

Wir sprachen von narkotischen Mitteln.

— „Wie," bemerkte Jemand, „wie, wenn die Narkose nur das Gedächtniß, nicht aber die Empfindlichkeit aufhöbe, wenn also der Eingeschläferte den ganzen Schmerz der Operation fühlte und nur beim Erwachen die Erinnerung daran verloren hätte?"

— „Auf diese Frage möchte ich Ihnen eine erörternde und ununterbrochene Antwort geben," sagte Doktor Hellmut, indem er seinen Sitz verließ, um den Tribünenfauteuil einzunehmen.

Nachdem wir Alle auf dieses Zeichen unsere Gespräche unterbrochen und eine lauschende Stellung eingenommen hatten, begann der Doktor also:

„Wenn jener Fall möglich wäre: — daß das Betäubungsmittel nur die Erinnerung an den Schmerz, nicht aber den Schmerz selbst aufhöbe — so bleibt eine neue Frage offen, nämlich: ob die Einschläferung eine Wohlthat sei, oder nicht. Denn, wenn der Patient alle Qualen der an ihm vorgenommenen Operation fühlte, nur unfähig, sich zur Wehr zu setzen und unfähig, sich nach dem Erwachen jener Qualen zu erinnern, hätte er sie darum minder gelitten — wäre er darum weniger bedauernswerth gewesen, als wenn er bei Besinnung geblieben und nach dem überstandenen Schmerze an denselben zurückdenken könnte? ... Wir wissen aus Erfahrung, daß der Rückblick auf ein aufgehörtes Leid kein Leid mehr ist — also wenn das Vergessen der einzige Gewinn der Narkotisirung wäre, wäre dies überhaupt noch ein Gewinn?

Diese Frage führt uns wieder weiter, nämlich auf das höchst interessante Gebiet des Selbstbewußtseins, welch letzteres wir nicht im Stande sind, in der Vorstellung von dem Phänomen des Gedächtnisses zu trennen. Das, was nicht in der Verkettung unserer Erinnerung fortlebt, das vermögen wir nicht als zu unserem Ich gehörig zu betrachten. Keiner von uns wird die Erlebnisse seines ersten Lebensjahres, die Bilder seiner vergessenen Träume, die Gedanken seiner im Rausch oder Fieberwahn verlebten Stunden zu der Summe seiner Identität zählen. Man wird auch die Verantwortlichkeit von in solchen Stunden verübten Thaten nicht nur von sich selbst, sondern auch, im Namen des Gesetzes, von jedem Angeklagten abwälzen. Man kann sich nichts Ungerechteres denken, als eine über ein vergessenes Verbrechen verhängte Strafe. Wer sich seiner Schuld nicht erinnert, fühlt sich unschuldig. Ist er es auch? Würde er, falls eine plötzliche Erinnerung an die verübte That in seinem Gedächtnisse auftauchte, strafwürdiger sein als zuvor?... Doch dies würde uns noch weiter führen — bis in das Gebiet der Verantwortlichkeit, des freien Willens, der strafgesetzlichen Gerechtigkeit, aller jener noch so wenig geklärten Probleme, über welche die Jurisprudenz sich bei der Physiologie Rath zu holen hat.

Darum handelt es sich auch nicht in unserer heutigen Debatte. Ich habe von unterbrochenem Bewußtsein, von aufgehobenem Gedächtniß nur insofern gesprochen, als sich dieselben auf den narkotischen Schlaf beziehen; es war meine Absicht, die aufgestellte Hypothese von dem empfundenen und nur vergessenen Schmerz entschieden in Abrede zu stellen, und zu diesem Zwecke wollen wir uns nun die Erscheinungen der Anästhesie ein wenig näher betrachten, nach ihren Ursachen fragen, um so ihre Wirkungen besser zu verstehen.

Es ist ein althergebrachter, ziemlich langweiliger Brauch aller Essayisten und Vortragshaltenden, ihren Gegenstand — ehe sie ihn anpacken — vorerst durch die Weltgeschichte zu schleifen. Das Procedé ist nicht ungeschickt. Es füllt einen starken Druckbogen oder gute dreißig Redeminuten aus und hat dabei einen ungeheuer gelehrten Anstrich. Je weiter man zurückgreift, desto besser: Chaldäer und Assyrier nehmen sich besonders gut aus. Bei den Griechen und Römern wird man sich natürlich am längsten aufhalten, weil man

keine so gute Gelegenheit vorübergehen lassen kann, die klassischen Studien herauszukehren, mit denen man in der Jugend so viel geplagt worden ist; dann durchwandelt man das Mittelalter, pausirt bei der Renaissance, citirt einige alte Urkunden in genau bezeichneten Archiven und kommt so langsam in die moderne Zeit, wo der Gegenstand auf dem Punkte angelangt ist, an welchem man ihn eigentlich betrachten wollte.

Ich kann leider von dieser angepriesenen Methode nicht selbst Gebrauch machen, da dazu ein emsiges Nachschlagen in verschiedenen Lexicis oder doch eine Notizensammlung erforderlich ist; aber hier in meinem Fauteuil steht mir weiter nichts zu Gebote, als das mehrerwähnte Gedächtniß — und in einem solchen, glauben Sie mir, giebt es keine so aufgespeicherten Daten und Texte, wie solche in den Anmerkungen gelehrter Schriftstücke prangen.

Die historische Exkursion, die ich meinen Narkosen gestatte, wird also nothwendiger Weise eine sehr kurze sein. Von der Circe werde ich gar nichts sagen, weil Sie selbst an sie gedacht haben, aber weit ausholen werde ich dennoch — und zwar bei der evabereitenden Rippenoperation im Paradiese: „Immersit ergo Dominus soporem in Adam." Mit diesem Citat hat nämlich der Chirurg Sampson die gegen künstliche Einschläferung Einwand erhebenden Pietisten auf ihrem eigenen Felde geschlagen. (Haben Sie bemerkt, frage ich Sie hier zwischen Klammern, daß gegen jedwede neue wissenschaftliche Errungenschaft die Pietisten i m m e r Einwand erheben?) — Zunächst fällt mir Marco Polo ein, welcher um 1270 das innere Asien bereiste und berichtete, daß der Alte vom Berge seine Opfer narkotisirt habe. Wenn ich noch von Dionys Papin, dem Erfinder des Dampfkochtopfes, erzähle, daß er 1681 niederschrieb: „es gäbe Mittel — bekannt oder zu finden —, welche die Empfindsamkeit des Kranken aufhalten", so bin ich mit meiner stegreiflich verfügbaren Erudition zu Ende. Ich glaube übrigens, daß seit jener Verkündung Papins bis zur Wiederaufnahme seiner Theorie über hundert Jahre verflossen sind. Haben Sie weiter bemerkt, wie die glänzendsten neuen Entdeckungen trotz des Aufsehens, das sie bei ihrem Erscheinen erregen, unmittelbar darauf in Vergessenheit gerathen und erst zahlreicher Wiederentdeckungen bedürfen, um verwirklicht zu werden?

Versetzen wir uns jetzt an das Ende des vorigen Jahrhunderts. Lavoisier, Cavendish und Priestley haben einfache und zusammengesetzte Gase bekannt gemacht. Humphry Davy (der spätere Erfinder der Sicherheitslampe für Bergwerke und nachmalige berühmte Verfasser von "Elements of chemical philosophy") fungirt als Präparator an einem pneumatischen Institut in Clifton bei Bristol. Hier macht er Versuche mit Nitrogen-Protoxyd, entdeckt dessen betäubende, exhilarante Eigenschaften und nennt es Lachgas. Darüber wieder großes Aufsehen in der ganzen Welt; Versuche — gelingende und mißglückende, — Anpreisungen und Anfeindungen, gefolgt von abermaliger Vergessenheit. Lange darauf wird die alte Erfindung in der neuen Welt neu erfunden und die Bostoner Zahnärzte Morton und Jackson nehmen ein Patent auf die Anwendung von Aether und Chloroform unter dem Namen „Letheon". Heute — ich brauche es Ihnen nicht zu sagen — giebt es keinen ordentlichen Zahnarzt, Chirurgen und Geburtshelfer mehr, der so ein schmerzaufhebendes Zaubermittel nicht zur Hand hätte.

Und doch ist's kein Zauber, sondern ein aus physikalischem Grunde hervorgehender Naturprozeß. Narkosen sind einfach geathmetes G i f t. Aber wie wohlthätig ist diese momentane Vergiftung der höheren Lebensfunktionen — Bewußtsein und Empfindlichkeit — während das chirurgische Instrument im Fleische wühlt und Knochen sägt! Freilich erreicht die vergiftende Wirkung mitunter auch die wesentlich lebensbedingenden Thätigkeiten — Athmung und Herzschlag — und der Patient erwacht nicht wieder. Diese Gefahr ist es auch, welche vielen Leuten solch eine Scheu vor Anwendung der betäubenden Gase einflößt, aber wenn man nur eine lange Reihe der vorgenommenen Einschläferungen und der dabei eingetretenen Unglücksfälle überblickt, so wird man einsehen, daß die Gefahren von Eisenbahn- und Schifffahrten, ja sogar von herabfallenden Dachziegeln häufiger zu befürchten sind, als ein tödtliches Ende des narkotischen Schlafes. Es giebt Chirurgen, welche bis zu fünfzehntausend Narkotisirungen vorgenommen haben, ohne einen einzigen Unglücksfall zu erleben. Und je genauer man den ganzen Vorgang der Anästhesie kennen lernen wird, desto geringer wird die Gefahr, daß ungeschickte Hände jenes Gift in zu starker Dosis reichen.

Derjenige unter Ihnen, meine Herren, der die Ansicht

äußerte, die Narkose könne möglicherweise nur die Erinnerungsfähigkeit des Erwachenden aufheben, der machte sich von der Wirkungsweise jener ätherischen Mittel eine ganz mythische Vorstellung; er meinte wohl, die betäubenden Gase hätten die Wunderkraft, sich ein besonderes Feld der Psyche auszusuchen, um dieses sozusagen zu verzaubern: Unterm Aetherbann soll da die Erinnerung schlafen, wie das Dornröschen unterm Bann des Spindelstichs. Aber der Vorgang ist ein rein materieller, physiologischer und gewährt uns daneben, wenn wir ihn genau beobachten, gar belehrende Einblicke in das Räderspiel der Lebensmaschinerie.

Verschiedene Gase in verschiedenen Mischungen bringen auch veränderte Wirkungen hervor; aber halten wir uns einstweilen an ein Beispiel und lassen Sie uns in Gedanken mit Chloroform experimentiren. Das narkotische Gift dringt nicht geradewegs zum Gehirn, überhaupt ist seine Wirkung keine elektive, sondern eine successive. Der erste Schritt des eingeathmeten Gases ist in die Lunge; in dieser Wechselstube des Organismus wird es vom rundlaufenden Strom des Bluts ergriffen. Die Flüssigkeit, in welcher die Blutkörperchen schwimmen — das Protoplasma — fängt unter dem Einfluß des Gases zu gerinnen an und diese molekulare Veränderung ist aller folgenden Phänome „hinreichender Grund“. Nun beginnt die allmälige Lähmung der verschiedenen Organe. Die Ordnung, in welcher dies vor sich geht, zeigt die Rangordnung der Lebensfunktionen an. Das höchste wird zuerst getroffen, das niedrigste zuletzt. Die Nerven sind oben an. Unter diesen die edelsten, nämlich diejenigen der Hirnhemisphären, eröffnen den Reigen. Das Bewußtsein — dieser Gipfel des Lebens — ist entschwunden: der Patient schläft. Nun folgen die empfindungsvermittelnden Nerven des Rückenmarks — und das Schmerzgefühl ist aufgehoben. Jetzt hören die Muskeln auf, reagiren zu können und es tritt Inertie ein. Endlich wird das Rückgrat erreicht — Athmung und Herzschlag werden eingestellt: der Patient ist todt. Bis zu diesem vierten Stadium darf es der Operateur eben nicht kommen lassen. Die Anzeichen der beginnenden Gefahr sind deutlich genug. Der Lähmung der betreffenden Organe geht jedesmal deren Exitation voraus, so daß vor der Bewußtlosigkeit Delirium, vor der Inertie Muskelkonvulsion und vor der Erstickung ungeordnete Athem- und Herzschlagbeschleunigung eintritt.

Ein zweites Experiment wird uns noch deutlicher zeigen, wie das narkotische Gift genau die Stufen der organischen Lebensleiter herabsteigt. Setzen wir in demselben Raume einen Vogel, eine Maus, einen Frosch und eine Pflanze dem Einfluß des Gases aus und es wird der Vogel in vier Minuten, etwas später die Maus, nach ihr der Frosch und zuletzt, erst nach fünfundzwanzig Minuten, die Pflanze eingeschläfert sein.

Ja — die Pflanze ist betäubt . . . das Blatt der mimosa pudica läßt sich von roher Hand berühren, ohne sich schamhaft zu schließen; der Kressensame, so lange das Gift ihn berührt, hält im Treiben inne; die rotirenden und vibrirenden Wimpern der Zoosporen erstarren; das Wassermoos treibt keine oxygenhaltigen Bläschen mehr zur Oberfläche... Und hier stehen wir wieder an der Schwelle noch ungelöster biologischer Räthselfragen: Wo ist die Grenze zwischen animalischem und vegetabilischem Leben? Was ist der Unterschied zwischen der chemischen und der organischen Kraft der Materie? Einer Antwort darauf ist Claude Bernard durch Versuche mit narkotischen Gasen auf die Spur gekommen. Er hat nämlich konstatirt, daß die Narkose bei der Pflanze nur jene Funktionen ergreift, welche wesentlich vitaler Natur sind — nämlich Wachsthum und Sensitivität — während die chemischen Prozesse der Pflanzenexistenz — nämlich die ernährende Aufsaugung des Stickstoffs und die Ausathmung des Sauerstoffs — ungestört ihren Fortgang nehmen.

Begreifen Sie nun, meine Herren, welch' hohes Interesse sich an diese Experimente knüpft? Die Zukunft wird uns auf diesem Felde noch viele Aufschlüsse und viele Wohlthaten bringen; täglich werden neue Erfahrungen und neue Kombinationen gemacht; man hat wohl noch lange nicht alle möglichen Gasarten entdeckt und nicht alle Wirkungen kennen gelernt, welche aus den unterschiedlichen Mischungen der Gase entstehen. So hat z. B. die Mischung von Chloroform und Morphin zur Folge, daß der Patient Bewußtsein und Bewegungsfähigkeit behält und nur die Empfindlichkeit einbüßt. Das Ozotprotoxyd wird in seiner Wirkung durch den jeweiligen Luftdruck verändert, und darauf hin hat Paul Bert erfolggekrönte Versuche mit Anwendung von Luftpumpen angestellt. Das Lachgas hat gewiß noch nicht sein letztes Wort gesagt. Wer weiß, ob, abgesehen von sei-

ner bedeutenden Kraft, welche nur den Zweck hat, das Schmerzgefühl zu paralysiren, nicht auch noch seine berauschende Gewalt benützt werden wird, welche die Lebenslust erhöht und die Skala der physischen Empfindungen um bisher ungeahnte Stufen vermehrt?

Hören Sie einmal, wie Humphry Davy seine Empfindungen unter dem Einfluß des betreffenden Gases schildert: „Nach drei Athemzügen stellt sich ein außerordentliches Wohlbefinden ein. Die Brust dehnt sich und ein mittheilsames Lachen bricht aus. Man fühlt am ganzen Körper, besonders auf der Brust und an den Extremitäten, einen angenehmen, immer stärker werdenden Kitzel; Gesicht und Gehör werden schärfer; im Geiste erscheinen lachende, frische Bilder mit neuen in keiner Sprache benannten Begriffen. Fiebernde Extase ergreift den Verstand und die Ideen glänzen lebhaft und hell. Das Ichbewußtsein steigert sich und erhebt sich zu einem eigenen Stolze — man fühlt wirklich himmlische Freuden, die bald einen solchen Grad erreichen, daß die Besinnung schwindet......"

Was sagen Sie dazu, meine lieben Freunde? Wollten Sie auf diese Beschreibung hin nicht gleich eine Lachgascigarre rauchen, lieber als die gewöhnlichen Nikotinkrautstengel, die Sie doch auch als Lebenslustleigerung benützen? Solche Freudennarkose würde freilich zuerst eine ganze Fluth von Gegnern heraufbeschwören, die das Betäubungsmittel als Gesundheitsverderben, als Sünde und Laster verschreien würden. — Aber ward nicht auch das Tabakrauchen einst verpönt und Todesstrafe darauf gesetzt? Möglicherweise hätten jene Gegner in Bezug auf das Lachgas Recht; vielleicht wäre dessen wiederholter Gebrauch ebenso schädlich — und daher eben so lasterhaft — wie die Opiumvergiftung. Darüber läßt sich heute noch nichts Bestimmtes sagen.

Die Versuche Davys wurden auch von Anderen angestellt, aber mit sehr verschiedenen Resultaten. Manche empfanden die gleichen Wirkungen, Manche aber nicht; Viele wurden sogar von peinlichen Empfindungen erfaßt — kurz, das geheimnißvolle Agens ist noch nicht in unserer Macht. Aber es ist ein eigenthümlicher Einblick in die Mysterien des Lebensgefühles, der sich uns bei Betrachtung jenes Experimentes eröffnet...... Wir ertappen das „Ich" dabei, wie es sich durch molekulare Bewegung der Materie

(denn eine Gasart und ihre Wirkung im Blutlauf ist doch nichts Immaterielles) zu höherer Potenz schwingt; wir erfahren, daß das Lebenslustgefühl, der Ichbin-Stolz einer naheliegenden Steigerung fähig ist, daß es nur einer geringen organischen Zustandsveränderung bedarf, um die Existenz zu einem immanenten Freudenbewußtsein zu gestalten...... Und in unserem grenzenlosen All, wo Alles sich entfaltet, dem Licht, dem Glück entgegen — sollte da vielleicht auch den Organismen ein Entwickelungsziel gesetzt sein, welches von der Bewußtlosigkeit der Algenzelle sich steigern soll bis zu grenzenloser Lebenswonne? ......

Daraufhin, meine Herren, schließe ich meine Rede und stecke mir eine frische Havannah an. Denn wenn ich in die Regionen meiner optimistischen Schwärmerei gerathe, so sehe ich immer mehrere meiner geehrten Zuhörer lächeln und ich möchte doch nicht meinen heutigen Vortrag in ein auf mich selbst wirkendes „Auslachgas" verwandelt haben."

III.

Der Nervosismus in der modernen französischen Literatur.

(1880.)

Wir sprachen von den französischen Romanciers der Gegenwart. Lebhafter Tadel und lebhafte Bewunderung wurden laut. Auch die einschlägigen, bekannten Stichworte fielen: „Menschliche Dokumente“, „Experimentalroman“, „Realismus“, „Naturalismus“ — worauf unser Hausherr sagte:

„N e r v o s i s m u s“, meine Herren, sollte diese ganze Schule heißen. Und“ — fügte er hinzu, indem er auf den Rednerfauteuil zuschritt — „wenn Sie es gestatten, so will ich dies des Näheren erklären.

Zu Ende des vorigen Jahrhunderts entdeckten die französischen Schöngeister an sich und an ihren Freunden, daß sie mit einem gefühlvollen Herzen, mit einer zartfühlenden Seele begabt seien, und die Worte: „coeur sensible“, „âme sensible“ kamen ihnen immer wieder unter die Feder. Diese Attribute mußten nun, nachdem sie so oft genannt worden, auch dem Stile eingeflößt werden, auf daß derselbe die gepriesenen Dinge zugleich bethätige, und die Seiten der Romane füllten sich mit rührenden Ergüssen, sanften Thränen und allem erdenklichen Weichen, Süßen und Schwärmerischen. Da sich zum Ausdruck solcher Empfindungen der epistoläre Stil am Besten eignet, so ward um jene Zeit die Briefform nicht nur eine sehr beliebte Romanform, sondern das Briefschreiben selbst ward zur Leidenschaft aller schönen Geister und zarten Seelen; nie wurde eifriger und allseitiger korrespondirt als damals; nie wurden Freundschafts- und platonische Herzensbedürfnisse so rege durch die Post genährt, wie zu jener sentimentalen Zeit.

Zu jener „sensibilité“ — oder, wie eine nüchterne Generation diesen Zug nannte: „sensiblerie“ — zeigt sich eine Parallele in einem modernen Zuge, welcher sich täglich deutlicher kundgiebt. So wie ihre Vorfahren „ihr Herz entdeckten“, so sind die neuen französischen Schöngeister auf die Spur ihrer Nerven gekommen. Unsere Nachkommen werden zu den schriftgewordenen Nervenzuckungen unserer Zeitgenossen eben so verächtlich lächeln, wie wir zu den epistolären Herzschlägen und gedruckten Augenverdrehungen unserer Väter lächeln —; aber heute, ich gestehe es, sind wir meist unter dem Banne der nervosen Literatur. Einst hat die ganze Welt den Büchern und Briefen nachgeweint und nachgeseufzt, heute — wenn sich unser Geschmack auch dagegen wehrt — zucken und vibriren wir mit.

Sogar unter den Kritikern, welche sich gegen den Ton besagter Schule auflehnen, fallen viele, ohne es zu wollen, in den Stil, welchen sie verdammen. Thun sie es, um zu zeigen, daß sie das Kunststückchen, das sie tadeln, auch fertig bringen können, oder sind sie von der herrschenden Epidemie mit angekränkelt? Die Literatur ist ein Gebiet, in welchem Künstler und Recensent dasselbe Werkzeug handhaben, es ist also natürlich, daß dieses Werkzeug, welches für beide vom Zeitgeist gemodelt worden, für beide ähnliche Arbeit liefert. Manche Kritiker verdammen zwar die gedrechselte, gewundene, gekrampfte Schreibweise moderner Romanciers: aber während sie die Affektation rügen, mit welcher Jene bemüht sind „de piquer un adjectif“ und indem sie jenen Stil „tourmenté, tordu, crispé“ nennen, wenden sie selbst Adjektiva an, die im dictionnaire de l'académie kaum neben dem bezeichneten Hauptwort „Stil“ als gebräuchlich verzeichnet stehen, und die dem gleichen Verfahren entsprungen sind, das die Kritisirten angewendet.

Dieses „procédé“ besteht in einer gewissen Gehirnanstrengung, einer wirklichen Zusammenziehung der Gedankenmuskeln, welche sich dann mittelst eines neuangewandten Epithetons entladen. Der Geist vertieft sich in die Stimmung, in die ihn ein gegebener Gegenstand versetzt, und läßt alle Ideen und Empfindungen — oder sagen wir Nerven — nachzittern, welche mit diesem Gegenstand associirt sind. Da kommen alle möglichen, von anderen

Leuten auch schon oft gedachte und ausgedrückte Vorstellungen herbei, aber es zittert noch alles mögliche Unsagbare, Vage daneben. Der korrekte und gelassene Schriftsteller wird die ersteren mit der im Sprachgebrauch bereit liegenden Wendung anbringen; der „nervose" Stilist hingegen wehrt die sich aufdrängenden, längst gesprochenen Phrasen ab und lauscht so lange jenem vagen Gezitter, krampft sich bis zur Qual zusammen, bis endlich, als erlösende Neugeburt, etwas noch nie Gesagtes in die Feder sprüht. — Und dieser Funke, der aus des Schreibers Hirn gezuckt, bewirkt im Sinne des Lesers einen gleich kräftigen Widerschlag, daher der Zauber, den der nervöse Autor auf unser nervöses Lesegeschlecht übt.

Der predigende Kritiker wird diese neue Schreibweise nicht wieder niederpredigen, wenn er auch im Namen alles Dessen, was da korrekt und klassisch ist, den Bann über sie spricht. Und wenn er hinzufügt, daß sie ein Merkmal des kommenden Verfalls der Schreibekunst sei, so meine ich, daß er für Zersetzung hält, was im Gegentheil eine bereichernde Wandlung, ein üppig wucherndes Wachsthum der Sprache bedeutet. Noch niemals ist die Decadence auf irgend einem Kunstgebiete aus dem Lager der Neuerer gekommen. Dieselbe ist stets das Werk der Nachahmer, der Uebertreiber und Wiederholer eines — zuerst bekämpften und endlich angenommenen — Kunstverfahrens gewesen.

Auch der nervöse Stil geht — ohne selbst ein Zeichen des Verfalls zu sein — einem sichern Verfall entgegen. Und das wird so kommen. Die Worte und Phrasen, die zu finden den Autor solch intensives und elektrisches Nervenspiel gekostet, welches mit gleich intensivem Reiz den Leser elektrisirt, diese Worte und Phrasen werden auch bald im Gedächtniß der Nachäffungs-Skribler vorräthig liegen, und, ohne jegliche erfinderische Anstrengung angebracht, auch auf den Leser den Eindruck eines Gemeinplatzes machen. Der Erste, der von „Rosenlippen" und „Perlenzähnen" sprach, hat gewiß ein frappirendes Bild gebraucht. Um es zu finden, hat er sein liebendes Gemüth in eine Stimmung versetzen müssen, in der ihm beim Gedanken an die beschriebene Schöne berauschende Rosendüfte und blendender Perlenglanz im Gedächtniß nachzitterten; während heute dem banalsten Novellenschreiber, wenn er

seine Heldin beschreiben will, jene Worte einfallen — und er wird sie vielleicht nur deshalb vermeiden, weil sie eben schon gar zu abgeleiert sind. Und so wird es unzählige Wortwendungen geben, die uns heute in Zola, Flaubert, Daudet, Goncourt ꝛc. noch einen auffälligen Eindruck machen, die aber durch die tausendfältigen Wiederholungen der Schulkopisten zur Fadheit und Unnatur — diesen beiden Decadence-Symptomen — herabsinken werden. Das Wort buée z. B., welches in den ersten naturalistischen Beschreibungen gewiß überraschend wirkte, weil es in den feinen aufsteigenden Dunst gemalt, der in der Landschaft oder sonst in einem Raume kaum merklich flattert — diese buée kommt jetzt schon überall vor: am Horizont, im Ballsaal, über dem Waschtrog, und gehört bald zu den Clichés, die man gebrauchen kann, wenn man den naturalistischen Stil parodiren will.

Indem ich jetzt vom „naturalistischen“ Stil gesprochen habe, bin ich von meinem Thema — dem nervösen Stil — nicht abgekommen, denn diese beiden Dinge — Naturalismus und Nervosismus — sind in engster Verbindung und gegenseitiger Abhängigkeit. — Nachdem das vorhin angegebene Verfahren von der Neuheit des Ausdrucks bedingt wird, so kann es unmöglich auf dem Felde des Hergebrachten angewendet werden; da, wo die Kunst dem bereits künstlerisch Ausgebeuteten aus dem Wege geht, ist sie an die Natur gewiesen, und sucht dort die neuen Eindrücke, welche dem neuen Ausdruck vorangehen müssen. In der Natur selbst ist es wieder das wenigst explorirte Feld, welches die meisten Chancen zu solchem Funde bietet; so kommt es, daß Naturalismus und Realismus häufig in „Schmutzismus“ ausarten. Denn die Gebiete, welche durch Anstand- und Sittenschranken bisher dem Künstler verschlossen blieben, diese bieten jedenfalls die eine Gewißheit, daß sie Neues, noch nie Behandeltes enthalten, und so hat sich deren der nervöse Schriftsteller bemächtigt, noch nie gemachter Effekte sicher. Aus gleichem Grunde spielt in realistischen Schilderungen der Geruchsinn eine so große Rolle. Derselbe galt als der wenigst edle der fünf Sinne und wurde von den Dichtern meist vermieden. Aber wer hätte nicht erfahren, daß die Erregung der Geruchsnerven, durch die Erweckung damit verbundener Erinnerungs- und Empfindungsbilder, das Gemüth in ganz eigene Stimmun-

gen versetzt? Daher, als die Realisten zuerst begannen, von den beschriebenen Dingen nicht nur Farbe, Ton, Form, sondern auch den ihnen eigenen Duft zu nennen, hat sich im Geist des Lesers, durch das verstärkte Spiel der Vorstellungsfaktoren, auch ein verstärkter Wahrheitseindruck eingestellt. Dem „rendu" ist dadurch jedenfalls um einen Grad näher gerückt worden. Dieses erlangten Effektes froh, fahren die modernen Schriftsteller fort, den Theergeruch im Schiffe, den Kohlenduft im Bahnhof, den Gasqualm im Theater, den Eßbouquetparfüm im Damengemach — kurz alle Lokalemanationen den Lokalschilderungen einzufügen. Auch auf diesem Gebiete ist man in der Schmutzregion der Neuheit am sichersten — hat sich doch in der romantischen Literatur Waldes- und Veilchenduft längst eingebürgert —, also hat sich der Realismus kühn an den „Gestank" gemacht und scheut weder faulenden Käse noch schmutzige Wäsche. Die Realisten nennen das, wenn sie von sich sprechen (was sie übrigens sehr gern thun, denn sie beobachten sich und staunen sich immerwährend an), „nos faisanderies de style".

Ein weiteres Charakterzeichen des nervösen Stils ist die Vorliebe für das Vage: les choses qui „flottent", les choses qui „traînent" kommen allenthalben wieder. Das Formlose, Dunstige, Nebelige wird zu erhaschen gesucht, und sei es nur mit einem irrlichterischen Worte...... Ebenso in den Gefühlsschilderungen. Hier haben „les sensitifs et les nerveux" — wie die modernen Stilisten sich und ihr Publikum zu nennen lieben — es besonders auf „notation des sensations indesscriptibles" abgesehen.

Die französische Sprache ist ein Instrument, welches für das nervöse Virtuosenthum viel ungewöhnlichere Akkorde bietet, als irgend eine andere Sprache. Das kommt daher, weil die Phrasenbildung im Französischen am gebundensten ist, weil dieselbe — sei es durch die Feststellungen der Akademie, sei es durch das pedantische Studium der faculté des lettres — für jede Wortstellung, für jeden Adjektivgebrauch festgemeißelte Formen angenommen hat; und so genügt eine einfache Umdrehung des Satzes, eine Verschiebung der Redetheile, welche in einer anderen Sprache gar nicht auffielen, um neue Effekte hervorzubringen. Neologismen, die z. B. im Deutschen fast unter

jeder Feder entstehen, weil die Zusammenfügbarkeit der Hauptwörter, die Umwandlungsmöglichkeit jedes Eigenschaftswortes in ein Substantivum oder Verbum und umgekehrt — zu unbegrenzter Vielfältigkeit führt, solche Neologismen wirken im Französischen kühn und zündend. Unter den Händen der Nervosen, die mit der Sprache umgehen, wie der Maler mit seinen Farben, die auf ihrer Stilpalette die Worte mischen und mischen, bis sie die ihnen vorschwebende Abschattung getroffen haben, nimmt diese Sprache eine Biegsamkeit, einen irisirenden Glanz an, von welchem weder in der klassischen noch in der romantischen Literatur Frankreichs eine Spur zu finden ist, und welche spätere Literaturgeschichten als die Errungenschaft und die Glorie der nervosen Epoche anführen werden.

Freilich, auch da liegt die Ausartung nahe. Auch da wird es Nachahmer und Pfuscher geben, welche die Manier benutzen, ohne den schaffenden Drang empfunden zu haben, der jene Manier ins Leben rief, und dadurch werden sich Wortverrenkungen und Satzverdrehungen einstellen, die den Stil zu gesuchter Fratzenhaftigkeit verzerren. Manche werden sogar glauben, es genüge, inkorrekt zu schreiben, um der neuen Schule anzugehören; oder sie werden ohne innere Nothwendigkeit jeden einfachen klaren Satz vermeiden, der ihren Gedanken auszudrücken genügt hätte, und ihn erst mit inkongruenten Adjektiven überladen oder sonstwie künstlich verschnörkeln, ehe sie sie niederschreiben. Solchen wird dann F. Brunetière, der ausgezeichnete Literarkritiker der Revue des deux mondes, mit Recht zurufen können: „Eh de par les dieux, oui! faites passer dans vos phrases tous les „frissons de nervosité“ qu'il vous plaira, mais du moins que cela ne soit pas à la fois aux dépens de la grammaire, de la logique et de la clarté.“

IV.

Aus der Traumwelt.

„Und mir träumte neulich“ —

„Jetzt wird es mir schon zu viel“ — unterbrach Doktor Hellmut — „diesen unglaubwürdigen Geschichten muß ein Ende gemacht werden. Da erzählen Sie sich alle diese faden Traummärchen vor und lauschen dem andächtig, als wären Sie eine Versammlung alter Lotterieschwestern. Soll ich vielleicht ein Traumbuch herholen und nachschlagen, ob „ausgebrochener Zahn“ wirklich Todesfall und nebstbei No. 65 bedeute?......“

„Meiner Meinung nach,“ sagte Jemand, „muß Zahn Nr. 32 vorstellen.“

„Sie haben Recht,“ versetzte der Doktor, „wenn Sie von dem Prinzip ausgehen, daß Einer, der von Fingern träumt, auf Nr. 10 setzen muß. Aber um alles fernere „Und mir träumte neulich,“ das so den ganzen Abend fortzugehen droht, gewaltsam abzubrechen, begebe ich mich hiermit auf die Tribüne und werde selbst von Träumen sprechen.

Vorhin habe ich die Mittheilungen aus Ihren Schlafphantasien „unglaubwürdig“ genannt — und diese Bezeichnung muß ich verantworten, damit es Sie nicht beleidige, daß ich Sie für fähig halte, uns geträumte Bären aufzubinden. Ein Mensch, der da eine lange Kette von Ereignissen herzählt, die einander in der Zeit gefolgt haben sollen, wie die Erlebnisse des Wachens — zuerst dieses, dann jenes — darauf das und zum Schluß dies — und behauptet, die ganze Geschichte in schöner Reihenfolge

geträumt zu haben, der hat allerdings etwas Unwahres behauptet. Er will uns vielleicht nicht täuschen, aber er ist getäuscht, denn er hält die Bilder, die sein schlafendes Hirn in derselben Sekunde — oder vielleicht Hundertstel Sekunde — durchzittert haben, für ein an seiner Seele langsam vorbeigezogenes Panorama.

So erzählte einmal Einer: „Mir träumte neulich von der Schreckenszeit. Ich wohnte einigen Gemetzelszenen bei; dann kam Robespierre dazu, dann Marat, gefolgt von Fouquier-Tinville und ich begann mit ihnen zu diskutiren. Endlich, nach vielen Ereignissen, deren ich mich nicht mehr recht entsinne, ward ich angeklagt, gerichtet und zum Tode verurtheilt; ich stieg in den Karren, eine lärmende Menge begleitete mich zum Richtplatz; ich gehe die Schaffotstufen hinan, der Henker bindet mich, das Messer fällt......ich fühle, wie sich der Kopf vom Rumpfe trennt und erwache —"

Nun könnte man glauben, der Schläfer habe alle die Ereignisse eines nach dem andern geträumt — sagen wir im Zeitraum einer ruhig geschlafenen Stunde — und erst der letzte Akt des Phantasiedramas — nämlich die Empfindung des Kopfabschneidens — habe ihm einen solchen Schreck versetzt, daß er darüber erwachte. — Dem war aber nicht so. Die Stange des Betthimmels war dem Träumer auf das Genick gefallen und dieser äußere Anstoß — nicht die innere Angst — hatte ihn aufgeweckt. Der guillotineähnliche Schlag brachte im Gehirn das Bild „Guillotine" in Thätigkeit, d. h. die Zelle, welche in den zahllosen Windungen der grauen Substanz den Eindruck des Begriffs „Guillotine" trägt, ward erschüttert; sie theilte ihre Bewegung allen den mit diesem Begriffe assozïirten Ideen mit: Revolution, die Persönlichkeiten derselben, Anklage, Hinrichtung — und der ganze Roman spielte sich in einer Sekunde ab. Und nicht einmal in einer Sekunde, sondern in einer Minimalfraktion derselben, denn sobald die Empfindung des Schlages wahrgenommen, ist der Schläfer auch schon wach. Der Traum fiel also auf das Intervall, wo der äußere sinnliche Eindruck auf seinem Nervenwege — unterwegs an den betreffenden Stellen anstoßend — bis zum Bewußtseins-Centrum angelangt ist.

Aus eigener Erfahrung kann ich einen ähnlichen Fall erzählen. Mir träumte, das Haus, in dem ich wohne, sei abgebrannt; die Assekuranz-Gesellschaft habe mich in einen

Prozeß verwickelt, mich der Brandstiftung beschuldigend; ein Advokat mit langer Toga sprach ein Plaidoyer — die ganze Geschichte trug sich im alten Rom zu, unter Cäsars Regierung; Napoleon III. saß dabei und machte Notizen. Da erwachte ich: Jemand hatte mich mit dem Rufe: „Es brennt!" am Arm gerüttelt. Noch ehe also der Schall und die Rüttelung mich aus dem Schlafe rissen, hatte das Zellchen, in welches der Begriff „Feuer" geprägt ist, sein Bild reproduzirt, durch telegraphische Verbindung den assoziirten Begriff „Assekuranz" verständigt — dieser rief den Proceß, der Prozeß den Advokaten, der Advokat die Toga, die Toga das Römerthum, dieses den Cäsar, und Cäsar seinen Biographen hervor. Wer weiß, wie viel andere Dinge noch mitvibrirt haben — denn Napoleon mahnte an Eugenie, diese an die Zulus und so ins Unendliche — aber in diesem Zusammentönen ist nur das Nächstverbundene wahrnehmbar; jedenfalls schwächt sich die Bewegung nach allen Richtungen hin ab, so daß nur die mit dem Initialbegriff verwandten Ideen dem Gedächtniß des Erwachenden gegenwärtig bleiben, was dann den Träumen eine gewisse Zusammengehörigkeit und logische Folge zu verleihen scheint. Solche Träume, die sich dieses scheinbaren Zusammenhanges erfreuen, sind es dann, die mit Ihrem famosen „Mir träumte neulich" zum Besten gegeben werden; die meisten Traumbilder jedoch sind so unlogisch und verworren, daß sie sich jeder Erzählungsmöglichkeit entziehen.

Ich beobachte oft mein eigenes Hirnspiel, wenn ich im Halbschlaf liege, und staune selber über die unerhörten Vorstellungen, die mich erfüllen. Später versuche ich dann vergebens, diese Vorstellungen mit der wachend gewohnten Denkweise wieder zurückzurufen. Durch die Verschlingungen der Ideenassoziation läßt sich der bizarrste Traum — nicht deuten, aber erklären. Die verbundenen Ideen korrspondiren mit einander nicht nur durch ihren Begriffsgehalt, sondern durch zahlreiche andere Analogien: Buchstabenähnlichkeit, Erlebnißerinnerungen u. s. w. Nehmen wir z. B. das Wort Abel. Nach einer Richtung hin verbindet es sich mit der ganzen biblischen Geschichte, nach einer andern Richtung hat es für mich alle Angehörigkeiten des Bankgeschäftes im Gefolge, weil ich mit einem Bankier verkehre, der so heißt. Oder der beginnende Laut a—b— erinnert an das A-B-C — und dieses an die Schule. So

könnte es leicht geschehen, wenn ich etwa von meinem Freund Abel träumen würde, daß ich ihn sähe, wie er den Kain in eine Wertheimer Kasse sperrt, diese aber nicht aufschließt, weil der Abc-Schlüssel fehlt, während ich denke: ah belle — ah, ma belle und dabei eine ganz unbetheiligte kleine Französin erblicke, deren Bild eine Erinnerung wachruft, der zufolge die Wertheimkasse sich anschickt, mir einen süßen Kuß zu gewähren.

Sollte ich diesen Traum etwa am andern Morgen erzählen? Nein — er wäre zu widersinnig, daß ich ihn wahrscheinlich schon selbst vergessen hätte.

Ich erinnere mich eines naiven Träumers, der mir einmal einen besonders interessanten Traum mittheilen wollte und hinzufügte: „Das muß doch etwas bedeuten — denn wie wäre ich auf solche Ideen gekommen? Mir träumte nämlich, daß einer meiner Freunde eine Pistole gegen mich hielt und sie spannte; dabei fing er grauenhaft zu krähen an; da nahm ich einen Kamm zur Hand und bewarf meinen Lebensbedroher mit Mist, aber dieser verschwand sofort in einem großen Korb. Finden Sie das nicht sonderbar?“ — „Träumten Sie nicht vielleicht von einem gemeinschaftlichen Freund, Dr. Hahn?“ fragte ich. „Sie haben es errathen — das muß auch etwas bedeuten!“ — „Allerdings, mein Bester, es bedeutet, daß nichts auf dieser Welt erscheint — auch nicht der wirrste Traum — das nicht seinen zureichenden Grund hätte, das nicht durch eine mathematisch geregelte Stoffbewegung bestimmt worden wäre.“ — Der Andere schaute mich verdutzt an und verlor sein ganzes Vertrauen in meine Traumdeuterkunst.

Der oben angeführte Traum bot wenigstens doch einen Anhalt, erzählt zu werden; es hätte aber das Durcheinanderklingen der mit dem Grundton „Hahn“ zugleich anschlagenden Töne auch folgenden Akkord ergeben können: Der Freund, in Gestalt eines Wetterzeichens, hätte den Korb gespannt, wobei der Träumer den Geschmack eines zähen Bratens und zugleich das Bedürfniß verspürt hätte, Kikeriki zu rufen. Natürlich hätte der Erwachte das aber nimmer zu berichten gewußt; aber in der hundertstel Sekunde, in der jener Akkord die Hirntasten des Schläfers erschütterte, wäre dieser von der Wahrheit, von der logischen Wirklichkeit des Traumbildes durchdrungen gewesen.

Ein geschütteltes Kaleidoskop giebt nur ein schwaches

Gleichniß von der Bilderkonfusion des träumenden Hirnes; denn im ersteren sind es blos vermengte Farb- und Linienerscheinungen, die sich zu absonderlichen Figuren verschlingen, während das letztere den ganzen Vorrath der Begriffe untereinander schüttelt — so daß Form, Ton, Gedanke, Wort, Gefühl, Duft, kurz Alles zusammenfließt und ein Resultat ergiebt, wofür der wachende, in Rubriken geordnete Geist keine Auffassung mehr hat, und welches außerhalb des Schlafes nur noch im Fieber und im Wahnsinn wahrgenommen wird.

Ein solches Zurückführen der mysteriösen Traumgebilde auf das molekulare Getriebe des Gehirns verträgt sich freilich nicht mit den schwärmerischen Ideen, welche Viele an diesen Gegenstand zu knüpfen gewohnt sind. Die gottgesandten Gesichte, welche die Legenden füllen, der brühmte Traum von den sieben fetten Kühen und alle die hübschen Erlebnisse von „richtig eingetroffenen" Träumen, welche neben Ahnungs- und Gespenstergeschichten in gruselnden Familienkreisen vorgetragen werden, verlieren sich in das Gebiet der erklärten Erscheinungen, das ist so viel als der aufgehobenen Wunder. Denn es bedarf wohl kaum noch einer Erwähnung, daß der Nachweis von dem physisch geregelten Mechanismus der Träume deren Uebernatürlichkeit ausschließt und was das „Eintreffen" anbelangt, so sieht wohl Jeder ein, daß unter den Millionen wahrgenommener Traumverwickelungen zufällig einige mit den Millionen zukünftiger Ereignißverwickelungen übereinstimmen können, daß aber zwischen den Bewegungen der Gehirnzellen eines Schläfers und den kommenden Ereignissen vernünftigerweise kein Zusammenhang gedacht werden kann.

Auch die Argumente halten nicht Stand, welche manche Leute aus dem Traumleben holen, um daraus auf die Unabhängigkeit und Unsterblichkeit der Seele zu schließen. Solche Schlußfolgerer vergessen eben, daß sie der Thierseele diese selben Eigenschaften gewöhnlich absprechen, welche sie durch die Traumfähigkeit zu beweisen suchen — während das Thier doch unstreitig auch traumfähig ist. Wer hätte nicht einmal seinen vor dem Ofen rund daliegenden Hund beobachtet und ihn im Schlafe leise bellen gehört? Sein Traum bedeutet schwerlich irgend ein künftiges, wichtiges Hundeereigniß — noch ist derselbe eine von allen materiellen

Banden befreite ätherwogende Seelenthätigkeit; sondern ihm geschah, was auch dem menschlichen Hirn geschieht: die Zellen, welche die Spuren der Gedächtnißbilder tragen, vibrirten und er sah einen Bettler über den Zaun steigen; dessen Stock mahnt an Prügel, die Prügel an eine gestohlene Wurst ... und ein gegurgeltes Knurren ertönt, worauf die Umsitzenden Blicke wechseln und lächelnd sagen: „Der Nero träumt!"

Der Aberglauben wird sich nur schwer das Traumreich völlig entziehen lassen, welches eines seiner ältesten Lieblingsgebiete ist. Zuerst ward es dem Aberglauben von der Metaphysik streitig gemacht und diese ergeht sich darin mit ihren idealisirenden Spekulationen; zuletzt wird es von der exakten Wissenschaft erobert werden und diese wird es zu Nutz und Frommen der Seelenkenntniß bearbeiten. Die genannten drei Stadien bilden gewöhnlich die Reihenfolge, in welcher die menschliche Auffassung sich der Erscheinungswelt gegenüber bewegt. Zuerst wird vor einem Ding gezittert, dann wird dafür geschwärmt und schließlich wird es verstanden.

Von allen drei Stadien lassen sich in der Gegenwart stets Repräsentanten finden. Was die Träume anbelangt, so befindet sich wohl die Mehrzahl der Ungebildeten (welche leider als solche auch noch die große Menschenmehrzahl ausmachen) im abergläubischen — die Mehrzahl der Gebildeten im schwärmerischen — und nur eine kleine Minderzahl im wissenschaftlichen Stadium.

Ich fordere Sie auf, meine Freunde, diese Minderzahl zu stärken, indem Sie an den Gegenstand Ihr forschendes Sinnen wenden und durch Selbstbeobachtung den Vorrath der einschlägigen Erfahrungen mehren, denn diese sind es allein auf welchen sich eine Erkenntniß aufbauen läßt. Entsagen Sie ohne Bedauern den mystischen Vorstellungen, welche das Traumleben zu poetisiren suchen, bedenken Sie, daß die wahre Poesie nur in der Wahrheit liegt — denn die Geheimnisse, die wir der Naturwirklichkeit abgelauscht, sind voll göttlicher Poesie —, gehen Sie bei Ihren Halbschlafbeobachtungen von dem Prinzip aus, daß die Thätigkeit eines Instrumentes vorliegt, welches in seinen kleinsten Bestandtheilen die nothwendige Begründung, die physisch vorhandene Ursache der eintretenden Erscheinungen enthält. Das ist ja eben die erhabene Untrüglichkeit dieser

unserer Welt der nimmer schwankenden Kräfte, daß im Stoffe die infinitesimalen Spuren aller Bewegung eingegraben sind . . . Wenn das nicht wäre, wie brächte das Telephon jede fliegende Tonschwingung wieder, wie zeichnete sich im Apparat der Momentphotographen der Flug des Vogels ab — und schließlich, wie stiegen im Traume die fliegenden Gedankenbilder auf?

Nun, mein Lieber" — schloß der Doktor aufstehend, an den Eingangs erwähnten Sprecher gewandt —, „was träumte Ihnen neulich?"

V.

Der Transformismus in der Moral.

„Das ist unmoralisch!“ hatte Einer von uns — ich weiß nicht mehr, bei welcher Veranlassung — mit Entrüstung ausgerufen.

„Heute wohl,“ erwiderte unser Hausherr, „aber morgen wird es vielleicht moralisch erscheinen.“

„Was sprechen Sie da, Doktor Hellmut? Als ob heute und morgen für das Sittengesetz einen Unterschied machen könnte!“

„Ich gebrauchte den Ausdruck „morgen“ nur figürlich — damit kann ebensowohl „in hundert Jahren“ gemeint sein.“

„Gleichviel: Sie haben mit diesem Ausspruch selbst etwas ganz abscheulich Unmoralisches gesagt; — denn wenn es etwas giebt, das gegen Schwankungen sicher sein muß, so ist es das ethische Prinzip. Das Gute ist immer gut, sowie das Wahre immer wahr. Können Sie das in Abrede stellen?“

„Allerdings kann ich das. Da ich aber meine Ansicht nicht in eine kurze Phrase fassen kann, so nehme ich lieber gleich die Tribüne ein und will Ihnen nun auseinanderzusetzen versuchen, daß die Moral, wie alles Andere auf dieser Welt, einer stetigen Wandlung unterliegt. Erlauben Sie nur, daß ich mir eine Cigarrette rolle, und mich indessen ein wenig sammle.“

Nachdem der Doktor die langsam verfertigte Cigarette angezündet und einige Züge daraus gethan, begann er also:

„Vor Allem muß ich den Einwand aus dem Weg schieben, welcher scheinbar triumphirend in dem vorhin geäußerten Satz enthalten war, daß alles Gute immer gut, gerade so, wie alles Wahre immer wahr sei. Wenn es sich um den abstrakten Begriff des absolut Guten, wie des absolut Wahren handelt, so versteht sich diese Behauptung von selbst; aber das, was unter uns Moral genannt wird, deckt ebensowenig den Begriff der absoluten Güte, als der Begriff der absoluten Wahrheit durch irgend ein menschlich erreichtes Denk- oder Glaubenssystem gedeckt wird. Wir lieben es, unsere abstrakten Begriffe, die als solche etwas Vollkommenes, Einheitliches und Unwandelbares darstellen, auf die uns umgebenden konkreten Erscheinungen zu beziehen, die allesammt unvollkommen, vielfältig und wechselnd sind. Eins und eins ist gleich zwei: das ist eine unumstößliche Gewißheit; aber rings in der Natur lassen sich nicht zwei Einheiten finden, die ein ihnen gleiches Zwei ergeben — nicht zwei Baumblätter, nicht zwei Schneeflocken, nicht zwei Menschenseelen.

Das Schöne ist schön, das Moralische ist moralisch: zugestanden — aber wo ist das Ding, von dem wir sagen können, das es dasjenige in sich birgt, das wir, von dem Dinge abstrahirt, unter Schönheit und Moral verstehen? „Schön ist, was gefällt," hat man als Erklärung eines dieser Probleme aufgestellt und sieht nicht ein, daß man damit einen Zirkel macht, eine sich selbst bejahende Bejahung vorbringt; denn gefallen im obigen Sinne heißt „schön erscheinen", also für schön sein angenommen werden; — kurz, es ist wieder nur ein umschriebenes „schön ist schön" — was allerdings nicht wegzuleugnen ist. Und mit dem Moralischen geht es ebenso: moralisch ist, was moralisch scheint; — gestern war es dies, heute ist es jenes, und morgen wird es ein anderes sein.

Was ich da sage, klingt freilich unmoralisch, aber nur den Ohren Solcher, die das große Evolutionsgesetz aller Dinge noch nicht erkannt haben und die auf irgend einem abgegrenzten Kodex — heiße dieser nun „Stoizismus", „Evangelium" oder „kategorischer Imperativ" — alle ihre Begriffe von gut und böse aufgebaut haben.

Sie wissen, meine Herren, daß ich ein inbrünstiger Gläubiger an den Fortschritt bin. Ich kann daher ebensowenig die bereits erlangte Vollkommenheit eines unserer

Moralsysteme voraussetzen, als ich einen schon erreichten Gipfelpunkt der Kultur zugeben kann. Und Moralsysteme sind doch nur eine der Erscheinungen der Kultur. Das ist nämlich so: Die herrschende Moral fließt stets aus der herrschenden Weltanschauung aus, welche ihrerseits ein Ausfluß des Kulturstandes ist, der seinerseits — folgen Sie mir in dieser Kette? — von dem Grade des erlangten Wissens abhängt. Da nun unser Wissen ursprünglich gleich Null war, so muß auch des primitiven Menschen Moral gleich Null gewesen sein; und angesichts der großen Ignoranz, die heute unsere Geister noch gefangen hält, müssen wir auch nothwendig noch ganz niederträchtig unmoralische Geschöpfe sein.

Sie können mir nicht genug danken, meine verehrten Zuhörer, daß ich nochmals die schöne Gelegenheit unbenützt lasse, Sie durch die ganze alte, mittlere und neue Geschichte spazieren zu führen, um Ihnen an besonderen Beispielen zu erläutern, wie Thaten, die einst von der herrschenden Moral geboten erschienen, nach und nach in unseren Augen zu Infamien herabgesunken sind; es steigen Ihnen selbst Bilder von abgezogenen Schädelhäuten auf, von zu Sklaven erniedrigten Feinden, von Ketzergerichten, von Kasteiungen... und Sie finden, daß wir heute doch moralischer sind. Fragen Sie einmal unsere um tausend Jahre entrückten Nachkommen, was sie zu unserer Moral sagen, die da Kriege sanktionirt, die zu der schönsten Lebensfreude — der jungen Feuerliebe — Anathema spricht......aber darüber darf ich nicht weiter reden, sonst heiße ich gleich wieder unmoralisch.

Und eigentlich mit Recht. Wer sich den geltunghabenden Gesetzen widersetzt, ist ein Verbrecher; wer gegen die Regeln der Grammatik verstößt, ist ein Ungebildeter, und wer der herrschenden Moral entgegenwirkt, ist ein unmoralischer Mensch. Damit ist aber durchaus nicht bewiesen, daß Gesetze, Grammatik und Moral unwandelbare Dinge seien. Alle die großen Formationen, die sich uns als Lebewesen, als Sprachen, als Institutionen offenbaren, verfolgen ihren langsamen und unaufhaltsamen Lauf dem Jahrhundertstrom entlang, und hinterher notirt Einer gravitätisch, was er eben von ihren Erscheinungen wahrnimmt. Diese Aufzeichnungen, wenn sie sich eine Zeitlang angesammelt haben, bilden dann in Bezug auf Lebewesen eine naturgeschichtliche

Klassifikation; in Bezug auf die Sprache eine Grammatik, in Bezug auf die Sitten ein Moralsystem.

Fassen wir einmal eine dieser Formationen ins Auge — ich meine die Sprachlehre — und sehen wir, was sie mit der Sittenlehre für Analogien bietet. Daran werden wir am Besten die Eigenschaft konstatiren können, welche nach meiner Behauptung auch den Moralsystemen anhaftet, nämlich: die Wandelbarkeit.

Ich erinnere mich aus meiner Kindheit, als ich Grammatik lernte, daß ich eine vage Vorstellung von einem fixen Prinzip hatte, daß jeder Sprache innewohnt, welches zu erkennen das Werk der Grammatiker, und dem zu folgen die Pflicht der Sprechenden sei. Ich weiß nicht, ob ich mich deutlich ausdrücke — ich dachte mir das Ding ungefähr so: Das Zeitwort „gehen" z. B. existirt, und dessen Imperfektum ist „ging"; die Grammatiker waren so gescheidt, das zu entdecken. Würden auch alle Leute seit jeher „gang" gesagt haben, so hätten sie das Richtige daneben liegen lassen, denn „ging" ist die eigentliche, inhärente, nothwendige Form; — gerade so wie ein Dreieck drei Ecken hat, wenn sie auch niemand zählt, so hat das Zeitwort „gehen" das Imperfektum „ging", wenn auch nie jemand es ausgesprochen hätte. Zum Glück aber sind die edlen Herren Sprachlehrer da, die diese große Wahrheit aufgefaßt und uns mitgetheilt haben, so daß wir dankbaren Schüler nun das wirkliche Wort anzuwenden im Stande sind.

Diese Ansicht hat aber später in meinem Geiste einer anderen Platz gemacht. Ich habe eingesehen, daß „gehen" und „ging" an sich gar nichts Wirkliches seien, sondern daß diese Silben in der langsamen Bildung der deutschen Sprache so oft gesprochen und wiederholt worden sind, bis die Beobachter der Spracherscheinungen dieselben notirt haben. Aber statt nur mitzutheilen: das Imperfektum von „gehen" wird allgemein „ging" gesprochen, verkünden sie mit wichtiger Miene: das Imperfektum von „gehen" ist „ging" — und durch dieses „ist" entsteht die obenbeschriebene Auffassung eines mysteriösen Prinzips. Zugleich dekretiren sie, es soll und muß „ging" heißen, und dadurch entstand das grammatikalische Gesetz und damit die Verpflichtung der Sprechenden, sich dem Gesetz zu fügen, d. h. korrekt zu sprechen. Sie wissen aber, daß der Sprachgebrauch, trotz dieser angelegten Fessel, mit der Zeit sich

ändert; daß, wenn diese Aenderung sich genügend eingebürgert hat, um von den neuen Beobachtern bemerkt und notirt werden zu können, sie dann in einer verbesserten Auflage der Sprachlehre als neues Gesetz erscheint, dem man sich wieder fügen muß, während der alte Brauch als inkorrekt erscheint.

Noch auffallender als in der Sprech-, vollziehen sich diese Wandlungen in der Schreibweise, besonders in unserer deutschen Orthographie, welche jetzt eben eine Periode der heftigsten Schwankung durchmacht. Da wurde uns gelehrt, Muth schreibe sich mit einem h, und dieses h schwebte uns als ein angewachsenes Glied des Wortes Muth vor, welches abzuhacken eine graphische Rohheit wäre. Draußen aber, im Schreibegetriebe, geht der Kampf zwischen dem alten h und dem jungen Nicht-h lustig fort. Zuerst heißt das letztere ein Fehler, dann eine Kühnheit, dann — nachdem es von immer zahlreicheren und immer vornehmeren Federn angenommen worden, wird es zuerst als gleichberechtigt und schließlich als einzig korrekt anerkannt sein.

Sie sehen, wo ich hinaus will, meine Herren. Erlassen Sie mir, auf dem Felde der Ethik Beispiele anzuführen: — geben Sie sich einfach die Mühe, die eben geschilderten Vorgänge noch einmal durchzudenken und setzen Sie statt des Wortes Sprache — das Wort Sitte; statt Grammatik oder Sprachgesetz, Moral oder Sittengesetz, und schließlich statt korrekt — sagen Sie sittlich oder moralisch. Sie werden mir diesen Vergleich nicht übel nehmen, wenn Sie erwägen, wie auch der siegende Gebrauch es ist, der hier wie dort von selbst sich einsetzt und wie dieser in allen Landen und zu allen Zeiten wechselnden Sittengestaltung zufolge verkündet wird, was erlaubt und unerlaubt, oder mit anderen Worten, was gut und schlecht sei. Sie werden auch einsehen, daß mir der Wunsch, nach herrschenden Begriffen „unmoralisch" zu handeln, ebenso fern läge, wie die Ambition, inkorrekt zu sprechen; und daß ich Ihnen ebenso wenig rathen wollte, gegen die Sitte zu verstoßen, als ich Ihnen zumuthen würde, unorthographisch zu schreiben. Aber wir können die grammatikalische Regel respektiren — und sie gern respektiren, um uns von der ungebildeten Klasse zu unterscheiden, — ohne darum an die innere Berechtigung, an eine der befolgten Regel zu Grunde liegende fixe Wirklichkeit zu glauben.

Es ist ein wahres Glück, daß unsere Statuten es nicht erlauben, den auf meinem jetzt eingenommenen Rednerplatz Perorirenden zu unterbrechen — noch ihm die Augen auszukratzen, sonst würden Sie mich kaum noch ruhig weiter reden lassen, nachdem ich scheinbar den unerhörten Satz aufgestellt habe, daß der Moral kein wirkliches Gebot zu Grunde liege. „Und das Moralprinzip!“ riefe der Eine entrüstet, „Und das Gewissen!“ brüllte ein Anderer. „Mit dem ersten Menschen war die erste Pflicht geboren“ zitirte ein ruhigerer Dritter den Fenélon. Da würde ich jedem Einzelnen Rede stehen müssen: dabei würde mir natürlich der Faden meiner ursprünglichen Argumentation reißen und ich sähe aus, nicht nur wie Einer, der nicht weiter reden kann, was immerhin kläglich ist, sondern auch noch wie Einer, der weder von Prinzipien, noch von Gewissen, noch von Pflichten etwas weiß. Man würde mir zumuthen, daß es mich nicht mehr Skrupel kostete, meine Großmutter zu erschlagen, als ein beliebiges Wort ohne das übliche h zu schreiben.

Aber hier zeigt sich eben der Unterschied, der zwischen linguistischen und ethischen Vorschriften herrscht. Das Gesetz mag für den einen Fall ebenso wandelbar sein, wie für den andern — das Todtschlagen alter Leute gilt bei manchen wilden Stämmen für eine Pflicht — aber die Ehrfurcht, welche wir dem allweilig herrschenden Moralgesetze entgegenbringen, ist eine anders gewaltige als der Respekt, den wir der grammatikalischen Regel zollen. Wir wollen fest das Gute thun; wir folgen dem als gut Erkannten mit dem Bewußtsein, ein kategorisches Gebot zu erfüllen und d a d u r c h sind wir eigentlich moralisch, nicht durch die Natur der Sache, die diesem Gebot zu Grunde liegt. Der Patriot, der im Kriege die feindlichen Wachposten, von einem Dache aus ruhig zielend, einen nach dem andern niederschießt, (wie dies der berühmte Sergeant Hoff gethan) handelt moralisch — nicht weil ruhig zielendes Niederschießen an sich etwas Moralisches ist — sondern weil es unter den gegebenen Umständen als Pflicht erkannt ward.

Victor Hugo läßt in seinem Drama „Torquemada“ den Helden die Scheiterhaufen aus Pflichtgefühl entzünden, und dessen Moralität — wenn auch auf Wahn und Irrthum gestützt — wird glänzend hingestellt. Das Prinzip, welches das wahrhaft Gute bedeuten soll, das hat in unserer

Erkenntniß noch immer geschwankt; aber das Prinzip, welches das Gute will, das ist unser Leit- und unser Fixstern. Gerade so, wie Bewunderung ein ästhetisches Gefühl ist — gleichviel, was der bewunderte Gegenstand an absolutem Schönheitsgehalt birgt, so ist die Freude an einer als gut erkannten That ein ethisches Gefühl. Das Schöne will bewundert, das Wahre will geglaubt oder mindestens gesucht, das Gute will gewollt sein. Lassen wir uns das genügen.

Ich bin jedoch bereit, noch einen weiteren Unterschied zwischen den vorhin verglichenen Dingen einzuräumen, nämlich diesen: Die Sprachgesetze setzen sich ein, jedes für sich; die Moralgesetze drängen sich auf, eines aus dem andern, als verkettete Deduktionsfolgen irgend eines zum Siege gelangten Grundsatzes. Wieder müßte man die ganze Geschichte der Menschheit durchnehmen, um zu zeigen, wie dieser Grundsatz mit den verschiedenen Kulturzuständen gewechselt hat. Lassen Sie uns nur einzelne Etappen nennen. Nummer eins: Grundsatz — Null; äquivalent mit dem Zustand der Thierheit. Nummer zwei: Grundsatz — Tapferkeit; daraus entspringt das Moralgebot der barbarischen Völker, wonach der Tugendwerth mit der Zahl der abgehauenen Feindesköpfe steigt. Dann folgen die Grundsätze: Resignation, Selbstaufopferung, Glück, Liebe. Aus jedem dieser Prinzipien fließen andere Pflichten, daher auch andere Tugenden — denn Tugend ist immer und überall nur die Kraft der Pflichterfüllung.

Sehen Sie ein, meine Herren, wie jene Prinzipien einander gefolgt sind und sich — man kann nicht sagen verdrängt, aber vermengt haben. Durch dieses Vermengen sind auch alle die Irrthümer und Zweifel entstanden, welche unsere moralischen Systeme durchkreuzen. Die Prinzipien sind unter uns noch ziemlich alle thätig, und die daraus folgenden Pflichten gerathen in Streit; sie beginnen untereinander einen Daseinskampf, dessen einzelne Phasen uns als quälende Widersprüche, oder, wenn wir nicht darüber nachdenken, als Erscheinungen der Unmoralität verletzen. Wie vertragen sich z. B. die Tapferkeitspflichten mit denen der Menschenliebe, wie die Resignationsgebote mit denen der muthigen Thatkraft — und wie soll die Selbstaufopferung jedes Einzelnen den Glücksvorrath der Gesammtheit mehren?

Soll ich Ihnen aus diesem Wirrsal heraushelfen? Dann müßten Sie mir erlauben, ein Buch zu schreiben, nicht aber einen „freien Vortrag" zu halten. Da aber mein Buch wahrscheinlich Niemand moralischer machen würde — indem alles reflektirende Betrachten eines Dinges dasselbe seiner Begeisterungskraft beraubt — so ist's besser, es bleibe ungeschrieben; und da meine Rede doch nicht dem ganzen Evolutionsgang der Moral zu folgen vermag, so ist's besser, sie werde hiermit abgebrochen.

VI.

Die Philosophie in der Dichtkunst.

Wir hatten eben eine neue literarische Erscheinung besprochen. Es waren die Gedichte eines sehr talentvollen Autors — sogenannte Gedankenpoesie, welche in volltönenden Strophen, alle Gebiete der Wissenschaft streifend, nicht die Kleinlichkeiten des persönlichen Lebens, sondern das All besingen.

„Durch diese Verschmähung des eigensten Gebietes der Lyrik," bemerkte einer unserer anwesenden Kritiker, „beraubt sich der Verfasser der Innigkeit und Wärme, die im einfach Menschlichen liegt."

„Ja," bestätigte ein Zweiter, „Poesie, die einen außer ihr liegenden, bestimmten Zweck verfolgt, büßt an Rein-poetischem meist ein, was sie etwa auf fremdem Gebiete gewinnt. Das reflektive Element —"

„Ich weiß im Voraus, was Sie sagen werden," unterbrach Doktor Hellmut. „Diese Dogmen des ästhetischen Bonzenthums sind mir nicht neu. Sie wollen sagen, daß das gedankliche Element in der Poesie nicht am Platze ist, daß nur die „unmittelbar aus dem Herzen quellenden Gefühle" zu dichterischem Ausdruck geeignet seien."

„Ja, das habe ich wirklich sagen wollen, und ich bleibe bei der Behauptung, daß alle trockene Spekulation auf die Prosa-Literatur beschränkt sein soll."

„O über dieses leidige „soll"! rief der Doktor. „Da muß ich doch...... Erlauben Sie, meine Herren," unterbrach er sich, „daß ich den Gegenstand, den wir jetzt besprechen, zum Inhalt meines heutigen Vortrags wähle?"

Wir stimmten Alle zu und er fuhr fort:

„O über dieses leidige „soll“ — wer dieses doch auf den Kanzelstil verweisen und aus der Kunstkritik verbannen wollte! „Der Mensch muß nicht müssen“ — diese Zusicherung ist uns schon geworden; wann werden denn die Rezensenten einsehen, daß der Künstler nicht sollen soll?! Das heißt, was den Inhalt seines Schaffens anbelangt — die Form desselben unterliegt allerdings den Regeln der Vernunft und des guten Geschmacks; das Wie ist der Kritik gegenüber verantwortlich, aber nimmermehr das Was. Das Verfahren, dem Schriftsteller ein ganzes Gebiet zu untersagen, bleibe der Censurbehörde des autokratischen Staates vorbehalten. Diese möge immerhin dekretiren: Ueber die Regierung, über die kaiserliche Familie, über Religion u. s. w. darf nichts geschrieben werden. Wenn da der gewissenhafte Censor mit seiner Scheere oder mit einem in schwarze Farbe getauchten Pinsel ein die verbotenen Gegenstände behandelndes Literaturerzeugniß mit einem Ruck vernichtet, ohne dessen inneren Werth in Erwägung zu ziehen, so thut er, was seines Amtes ist; wenn aber der Kritiker eine Dichtung summarisch mit dem Bescheide abfindet: deren Inhalt eigne sich nicht zu poetischer Behandlung, so hat er seines Amtes nicht gewaltet, denn er ist bestellt zu urtheilen, wie das betreffende Werk geschrieben ist, und nicht, ob es überhaupt geschrieben werden durfte.

Denn darum, ob ein Stoff zu den erlaubten oder unerlaubten, zu den beliebten oder verpönten, zu den abgeleierten oder nie gebrauchten gehört, darum hat sich der Dichter bei seiner Wahl zum Glück nicht gekümmert, er hat von seinem Recht Gebrauch gemacht und schrieb, was er wollte — oder vielmehr, er hat einem inneren Gebot gefolgt und schrieb, was er schreiben mußte. Solche Kritiker, die nicht selber Produzenten sind, wissen es nicht, daß Jeder nur das schafft, was zu schaffen seine Natur ihn zwingt. Ich glaube, der Apfelbaum treibt nicht viel unwillkürlicher eine Apfelfrucht, als der Künstler sein Werk. Der kritische Pomologe möge dann immerhin entscheiden, ob die betreffenden Früchte süß oder sauer, gemein oder edel seien; aber er soll dem armen Baum nicht sagen: Deine Sorte steht nicht in meinem Katalog — gieb uns lieber Borsdorfer oder Reinetten.

Wann werden die verschiedenen Katalogmacher überhaupt einmal einsehen, daß ihre Eintragungen keine abschließende und keine gesetzgebende Bedeutung haben? — Wer die Lehren von der Entstehung der Arten auch auf die Kunst bezieht, wird einsehen, daß die Aesthetik — diese Klasseneintheilerin der Kunstgattungen — eben so wenig die Macht besitzt, einer gewissen Dichtungsart das Existenzrecht abzusprechen, als der Botaniker befugt wäre, einer von ihm nicht registrirten Pflanzengattung gegenüber zu behaupten, daß sie keine Pflanze sei. Keinem Naturforscher der Welt fällt es ein, einer Erscheinung, wenn dieselbe seine Klassen und Ordnungen, seine systemisirten Grenzlinien noch so sehr zu verschieben droht, zuzurufen: Du bist nicht und sollst nicht sein — aber der pedantische Aesthetiker scheut sich nicht, seine Klasseneintheilungen zugleich als geheiligte Normen zu proklamiren und — weil er z. B. für Spekulation und für Poesie zwei getrennte Rubriken hat — zu einem spekulativen Poem zu sagen: „Du bist kein Gedicht."

Aber sehen wir einmal von der Behauptung ab, daß dem Kritiker überhaupt keine prohibitive Gewalt zustehe, nehmen wir einstweilen an, daß der Kunstprediger dieselbe Sendung habe, wie der Kanzelprediger, nämlich zu leiten, zu ermahnen, zu warnen und zu verdammen — und lassen Sie uns untersuchen, in wie fern, von diesem Standpunkt aus, der Satz begründet sei oder nicht, daß die philosophische Reflexion dem poetischen Ausdruck widerstrebe.

Diese Ansicht beruht auf der vorgenommenen Scheidung zwischen Gedanke und Gefühl — eine willkürlich gezogene Grenze, die in Wirklichkeit nicht besteht. Damit ein Gefühl bis zum Ausdruck gelangen könne — mittelst des Wortes nämlich und nicht nur des unartikulirten Schreies — muß es schon bis zum Gedanken geklärt worden sein und umgekehrt: damit ein Gedanke den Drang erwecke, ihn in poetischer Form zu äußern, muß er sich bis zur Intensität des Gefühls gesteigert haben. Der philosophische Gedanke, der sich in dichterischer Sprache kundzugeben versucht, hat gewiß zuvor in des Denkenden Sinn einen Funken entzündet, hat darin als Begeisterung gelodert.

Hier waltet eben das Mißverständniß zwischen dem philosophischen Poeten und seinem landläufigen Kritiker: Letzterer weiß einfach nicht, daß die Probleme der Speku-

lation durchaus nicht so „trocken“ und so „kalt“ sind, wie man glaubt, sondern daß sie im Gegentheil dasjenige umfassen, was gewisse Geister zum höchsten Schwunge bringt. Wir leben in einer Epoche der intellektuellen Entwickelung, wo die Philosophie aufgehört hat, eine abgeschlossene, auf das Katheder angewiesene Disziplin zu sein, die neben Mathematik, Chemie und anderen Wissenszweigen gelehrt wird, — wo sie vielmehr zur Synthese alles Wissens und Denkens und alles — Fühlens sich zu erheben sucht. Wer die Schriften der zeitgenössischen Philosophen liest, wird finden, daß deren Prosa dieselbe Gluth, Begeisterung und Gefühlstiefe aufweist, welche sonst nur als Privilegium der Poesie gegolten hat. Die Meister des modernen Gedankens, die Spencer, Taine, Renan, Nietzsche &c., sind zugleich Virtuosen des Stils, und umgekehrt: die Meister des melodischen Worts — ich nenne nur Browning, Goethe, Hamerling — sind zugleich tiefe Denker. Das Zeitalter des sogenannten „unmittelbaren Gefühls“, über das hinaus unsere Rezensenten dem Lyriker nicht erlauben wollen, sich zu erheben, ist vorüber, und zur Naivität läßt sich kein Geist zurückzwängen.

Uebrigens — ist denn die spekulative Dichtung etwa nur eine Erscheinung der Neuzeit? Was war wohl Dantes göttliche Komödie und Miltons verlorenes Paradies Anderes, als der Ausdruck der religiösen Weltanschauung ihrer Autoren? Was ist Lessings Nathan und Goethes Faust, wenn nicht versifizirte Weltweisheit? Eigentlich scheint es im Hinblick auf die gesammte Literaturgeschichte — ja im Hinblick auf den gesunden Menschenverstand ein überflüssiges Beginnen, eine so selbstverständliche Sache vertheidigen zu wollen, wie die, daß der Dichter befugt ist, die höchsten ihm erschwinglichen Gedankengebiete zu benutzen. Ich muß, um in diesem Plaidoyer fortzufahren, meine Hörer und mich selber daran erinnern, daß jenes Dogma von dem Gegensatz zwischen Poesie und Spekulation immer wieder vorgebracht wird, wenn eine Dichtung philosophischen Inhalts erscheint.

Woher kommt nun das schöne Gedeihen dieser zum Gemeinplatz gewordenen Ansicht? Es kommt daher, weil in der genannten Kunstgattung neben dem Element der poetischen Form auch noch das Element des Meinungsgehaltes liegt, und wie sehr um Meinungen herum die

Streitsucht und der Haß der Welt aufzulodern pflegt, das ist ja bekannt. Alle Diejenigen aber, welche eine von des Dichters Anschauung abweichende Anschauung haben, benützen — durch das Gedicht in ihrer Gesinnung beleidigt — das sehr bequeme Racheverfahren der summarischen Verurtheilung, die in jenem ästhetischen Dogma liegt. Unter der Rubrik „Spekulation", „Reflexion" wird nun jeder freie Gedanke, jeder Angriff auf altbestehende Satzungen gereiht und — nicht fähig oder nicht willens, die einzelnen Sätze des inkriminirten Werkes zu richten — stimmen die Meinungsgegner wie Ein Mann in die Gemeinplätze ein, zu denen ein ihren Reihen angehörender Kritiker den Ton angegeben; von allen Seiten heißt es dann, das Gedicht sei überhaupt kein Gedicht, und damit ist es abgethan. Dazu wird das Bedauern ausgedrückt — wenn anders die künstlerische Schönheit des corpus delicti nicht abzuleugnen oder dessen Autor ein berühmter ist — daß es schade um das große, entschieden auf Abwege gerathene Talent des Dichters sei; es wird ihm der Rath ertheilt, zum Born des „unmittelbar sprudelnden Gefühls" zurückzukehren, und das „trockene" Feld der „Abstraktion" zu verlassen, „wo seine ketzerischen Anschauungen obendrein Aergerniß geben — er möge sich harmlosen, volksthümlichen, echt lyrischen Weisen zuwenden, um so die Erfolge zu erringen, zu welchen seine glänzende Begabung ihn berechtigt."

Ja — glauben denn die Kritiker und glaubt das Publikum wahrhaftig, daß sich der Dichter zu einem weißen Bogen Papier setzt, in der Absicht, ein Ding zu verfassen, welches Aergerniß vermeide, in eine bestimmte Kunstrubrik eingereiht werden könne und einem freundlichen Unterweiser gefalle? Nein, auf d i e s e Weise ist noch kein Kunstwerk zu Stande gebracht worden; und so wird der unverbesserliche Dichter — trotz des wohlmeinenden Rathes — auch das nächste Mal nicht zu Werke gehen. Er wird sich nichts verbieten und noch weniger gebieten lassen. Er wird nur immer das zu sagen streben, was seine Gedanken in ihrem höchsten Fluge erreicht haben; nichts giebt es im Reiche der Ideen, was ihm zu hoch oder zu abstrakt erschiene, um in poetische Sprache gekleidet zu werden; und um das zu sagen, was seinen Geist erfüllt, wird er kein Mittel seiner Kunst unbenutzt lassen, sondern seine ganzen Kräfte aufbieten. Wie? ein Denker, der zugleich ein Dichter ist, besitzt

die Gewalt, eine erfaßte philosophische Wahrheit nicht nur mit klaren Ausdrücken zu demonstriren, sondern mit dröhnender Stimme zu verkünden, es steht ihm der Zauber zu Gebote, welchen der Rhythmus dem melodischen Worte verleiht; er ist Virtuose genug, um den Schmeichellaut des Reims hinzuzufügen: er kann „auf Flügeln des Gesanges" seine Leser bis zu jenen Höhen aufschwingen, zu denen ihn die eigene Begeisterung getragen hat, und auf alles dies sollte er verzichten, weil „Reflexion und Poesie" nicht zusammengehören? Er sollte die Kraft seines Talents auf harmlose Gegenstände — wie Frühlingsluft und Nachtigallengesang — aufsparen, auf daß er gewisse hergebrachte Ansichten nicht in ihrer Ruhe störe, und sich den Beifall seines Rezensenten sichere? Aber Gott sei Dank, das wird er nicht. Den Blick nach oben, mit hellrauschenden Akkorden in die Saiten seiner Leier greifend, sieht und hört er nicht, wie die Kritikaster schreien und sich geberden. Er braucht nicht erst zu warten, daß der „Born des unmittelbaren Gefühls" sich ihm ergieße, ihm sprudelt dieser Born aus den Regionen der höchsten — für ihn nichts weniger als trockenen — Ideen. Für eine gewisse Klasse von Geistern sind es längst nicht mehr die alten Weisen von Vogelgezwitscher, von Avemariaglöcklein und mondbeglänzten Elfenreigen, welche allein poetische Empfindung zu wecken angethan sind — heut zu Tage quillt das Gefühl am mächtigsten aus der Sehnsucht, welche die Menschheit nach Erkenntniß und Gerechtigkeit, nach Befreiung und Glück hegt.

Und daß zu diesen Idealen nur durch reales Wissen — d. h. also durch das verpönte Gebiet der Reflexion — gelangt werden kann, das haben die Besten ihrer Zeit — und zu diesen werden doch allerorts die Dichter gezählt — auch vollauf erkannt. Diese, besser als alle Anderen, fühlen, daß eine erkannte Wahrheit auszudrücken — so klar und kraftvoll und einschmeichelnd als nur immer möglich — nicht nur ein schönes Gedicht ergiebt, sondern zugleich auch eine erfüllte Pflicht."

VII.

„Vom Buchstaben zum Geiste.“

Es geschah sehr oft, daß wir irgend eine neue Erscheinung der schönen Literatur, besonders wenn sie von einem namhaften Autor stammte, zum Gegenstand unserer Diskussion vornahmen; weniger um das betreffende Buch zu kritisiren, als um die durch dessen Inhalt angeregten Gedanken zum Anknüpfungspunkt allgemeiner Betrachtungen zu benützen. Am vorigen Donnerstag hat ein neuer zweibändiger Roman: „Vom Buchstaben zum Geiste“ von Gerhardt v. Amyntor diesen Uebungen herhalten müssen.

Die Ausbeute, welche das ideenreiche Buch uns lieferte, war eine ergiebige; denn, wie schon der Titel besagt, ist es ein philosophischer Gedanke, nämlich die sieghafte Entwindung des Geistes aus den Klammern des Buchstabens — welcher dessen leitendes Motiv abgiebt. Ein starrgläubiger Pastor, Ewald Firmus, und dessen Sohn Johannes, der, wenngleich er sich als frommer Anhänger zum Geiste des Christenthums bekennt, alles Widersinnige des Buchstabens verwirft, sind die Träger der Handlung.

Von letzterer sprachen wir nur wenig; desto eifriger stritten wir über das Dilemma, welches nicht nur diesen Vater und diesen Sohn, sondern welches einen großen Theil der zeitgenössischen Gesellschaft in zwei feindliche Lager trennt.

Unser Hausherr hatte uns eine Zeit lang schweigend

zugehört und dann, um seine Meinung befragt, antwortete er, indem er sich in den Rednerstuhl niederließ: „Meine Meinung kann ich da nicht in wenige Worte fassen und ich muß Sie schon bitten, mir ein Viertelstündchen Gehör zu schenken." Nach einer kleinen Pause begann er also:

„Ich bin ein großer Freund von Tendenzromanen. Nicht daß ich glaubte, ein Autor sei im Stande, Andersdenkende zu den eigenen, durch seine Helden vertretenen Ansichten herüberzugewinnen. Am Allerwenigsten vermag er dies durch den Gang der Handlung zu erzielen, denn, wenn er auch die Träger seiner These mit allen erdenklichen Vorzügen schmückt, wenn er ihnen den schließlichen Sieg über alle Kümmernisse und Hindernisse verleiht, so weiß der vernünftige Leser doch zu gut, daß — wenn auch „Thatsachen beweisen", dies nur von den Thatsachen der Wirklichkeit gilt, nicht aber von jenen, die ein Romandichter erfunden hat. Es ist ein stark abgenutztes, sogar in allen moralischen Kindergeschichten gebrauchtes Procedé aller Tendenzerzähler, die Ereignisse so zu gestalten, daß die Vertreter der vorgezogenen Gesinnung vom Schicksal belohnt und die Andersdenkenden entweder bestraft oder bekehrt werden; aber eben, weil der Andersdenkende weiß, daß — falls auch er ein Buch schreiben wollte — es ihm frei stände, die Eigenschaften umgekehrt zu vertheilen und die entgegengesetzten Ereignisse eintreten zu lassen, so kann die der Handlung entspringende „Moral" keine überzeugende Wirkung auf ihn ausüben.

Wenn ich aber dennoch, trotz des Verfehlens ihres nächsten Zweckes, eine Vorliebe für Tendenzromane hege, so ist dieselbe auf einen anderen Vorzug begründet, welcher die genannte Kunstgattung in meinen Augen über andere belletristische Erzeugnisse erhebt. Nämlich die Eigenschaft, bei der Kritik und bei jedem Leser Anlaß zur Parteinahme für oder wider die entwickelte These zu geben und so eine Bethätigung von Gedankenkräften, eine Kampflust der Meinungen und eine Reibung von Ideen zu verursachen, aus der gewiß wieder einige Wahrheitsfunken sprühen. Seitdem wir wissen, daß die Geschichte der fortschreitenden Kultur parallel mit der Entwickelungsgeschichte des Geistes läuft, müssen wir jede geistige Bewegung als ein Moment der Vervollkommnung ansehen, und jedes noch so kleine Steinchen, welches in eine stagnirende Gedankenfläche

geworfen wird — als solches betrachte ich ein in die Leserwelt geworfenes ideenreiches Buch — und daselbst mehr oder minder große Kreise bildet, müssen wir freudig begrüßen.

Die großen Streitfragen, welche die Welt bewegen, werden durch solchen Anstoß, wenn auch nur um eine kleine Strecke, dem Austrag näher gebracht. Jeder, der einen solchen Thesenroman gelesen hat, wird sich des eigenen Standpunktes, ob derselbe nun mit dem des Autors im Einklang ist, oder nicht, durch die angeregten Gedanken um einiges klarer bewußt; er wird entweder, wenn er zur Partei des Autors gehört, in dem Buche brauchbare Argumente gefunden, oder, wenn er ein Gegner ist, sich neue Gegenargumente erdacht haben; in die öffentlichen und häuslichen Besprechungen des Buches werden sich Erörterungen über die betreffende These mengen, und dadurch wird die Streitfrage wieder in weitere Kreise gebracht.

Nehmen wir z. B. den Amyntorschen Roman. Derselbe wird in keiner Pastorsfamilie gelesen werden, ohne daß der strenggläubige Hausvater die Gelegenheit wahrnähme, die Anschauungen des Pfarres Firmus zu vertheidigen, und kein etwas freier gesinntes Familienglied, das sonst in der hergebrachten Vermeidung heikler Erörterungen über das Thema geschwiegen hätte, wird es versäumen, sich nunmehr auf die Seite des Johannes zu stellen — und ich selbst, wie Sie sehen, finde mich sowohl durch die Lektüre des Buches, als durch Ihre eben stattgehabten Diskussionen über dasselbe angeregt, Ihnen hier *meine* darauf bezügliche Ansicht des Längeren auseinanderzusetzen.

Wie Sie aus der Kenntniß, die Sie von meinen allgemeinen Anschauungen haben, wohl schließen werden, stimme ich weder mit der Richtung des Vaters, noch mit der des Sohnes Firmus überein. Sie sehen also, daß der Impuls, der durch einen Tendenzroman gegeben wird, auch über die Grenzen hinauswirkt, innerhalb deren er sich bewegt. Der vom Autor vorgeführte Konflikt beruht auf dem Streit zweier religiöser Ueberzeugungen, die nicht viel weiter von einander getrennt sind, als zwei Sekten derselben Religion, denn beide Gegner sind und nennen sich Christen, beide theilen den Glauben an die Erlösung, an die Macht des Gebetes, an die göttliche Sendung des Nazareners; nur

stützt der Eine diese Ueberzeugungen auf den Buchstaben der Schrift, der Andere auf deren Geist. Es sind dies zwar Gegensätze, die nur eine kleine Strecke auseinanderliegen und ihre schließliche Versöhnung, wie sie in dem Buche vorgeführt wird, ist ganz gut möglich. Wenn man nur durch eine Hecke getrennt ist, kann man sich über dieselbe hinüber die Hände reichen; oft aber sind es Klüfte und mit jedem Tag sich erweiternde Abgründe, die zwei Anschauungen von einander scheiden; dann sind alle Kompromißversuche nutzlos.

Ein solcher Abgrund ist es, der den Anhänger des Freigedankens — des seiner Gründe bewußten, nicht zaghaft negativen, sondern entschlossen positiven Freigedankens — von den beiden Firmus trennt. Vielleicht ist da der Gedankenabstand zu dem zweifelnden Sohn, der auf halbem Zweifelwege unschlüssig stehen bleibt, noch weiter, als zu dem gläubigen Vater, der von seinem Standpunkt aus tapfer und schwankungslos bis zu den letzten Konsequenzen geht.

Die Ausgleichs- und Versöhnungsversuche, welche allenthalben von friedliebenden Geistern versucht werden, wenn der alten Weltanschauung eine neue gegenübertritt, zeugen von edler, warmherziger Gesinnung und erfordern viel Gedankenarbeit; aber sie können ihr Ziel nur bei solchen Vertretern beider Richtungen erreichen, die ihre Meinungen nicht konsequent ausdenken. Daß sie aber eine wirkliche Verschmelzung und damit eine neue lebenskräftige, ausbreitungsfähige Anschauung bilden helfen, ist ein Ding der Unmöglichkeit. Weiter leben kann nur das Folgerichtige. Der Glaube, dem die Ehrfurcht vor dem Buchstaben entzogen worden, kann noch eine Zeitlang, wie eine entwurzelte Blume, weiter duften und blühen, aber Früchte, tragen, sich vermehren wird er nimmer. Oder ein anderer Vergleich: wenn der Geist aus einem Systeme, das ihm zu eng geworden, herauswächst, so kann dieses gedehnt, geflickt und angestückelt werden; reckt sich der Geist noch eine Spanne weiter, so fällt dann das gedehnte und durch dieses Dehnen verdünnte Gewand herab, leichter noch, als der ursprüngliche, widerstandsfähige Stoff herabgefallen wäre.

Aber sprechen wir nicht in Bildern. Diese Ausdrucksweise gehört vornehmlich der von mir bekämpften Aus-

gleichsschule an, welche es liebt, sich so viel wie möglich mit Allegorieen und Symbolen zu umgeben, damit überallhin der beliebigen Auslegung ein Weg zur Uebereinstimmung offen bleibe; aber wir, die wir den Kompromiß ablehnen, weil uns die thatsachenberaubten Mysterien nicht genügen, müssen selber jegliche dunkle Sprache meiden und uns auf Thatsachen stützen. Lassen wir uns vor allem nicht durch den Doppelklang der Worte bethören. Da ist z. B. das Wort „Erlösung“, welches der jüngere Firmus in den Mund nimmt, indem er sein Glaubensbekenntniß ablegt: „Mit demüthigem Stolze nenne ich mich einen Christen, ich glaube an die Erlösung durch die Liebe, die der Gesalbte gepredigt hat u. s. w.“ Nun freilich — wer wird wohl nicht die Welt von alle dem Elend, das den Haß in ihr verbreitet, erlöst sehen wollen? Hier also scheint in einem einzigen Satze die Uebereinstimmung zwischen dem Kerngedanken des Christenthums und den höchsten Zielen der aufgeklärten Humanität hergestellt; aber gehen wir der Sache nur ganz auf den Grund, lassen wir uns durch diese gleichlautenden Worte nicht allzubereitwillig den gleichen Sinn aufdisputiren.

Sehen wir einmal zu, was das Wort „Erlösung durch die Liebe“ im christlichen Sinne ausdrückt. Es bedeutet, daß die sündige Welt, die durch den Fall im Paradies zu ewiger Höllenstrafe verurtheilte Menschheit durch den aus Liebe dargebrachten Tod Gottes von dem Zorne Gottes erlöst wird. So ausgedrückt, kann kein „freier Denkender“, für den der jüngere Firmus sich doch ausgiebt, die Erlösung anerkennen, denn diese Anerkennung beruht auf dem Glauben an die Paradiesesmythe, an den mit Höllenqualen strafenden grausamen Gott Jehovah, an alles das, was als Buchstabe in der Schrift steht. Achtung also vor dem logischen Denkmuth des alten Firmus, der sich über diese Erlösung freut, denn für ihn bestehen die Dinge wirklich, von welchen die Welt erlöst werden soll; für den freier Denkenden aber, der, wie Johannes Firmus von sich sagt, „die Widersprüche von Glauben und Wissenschaft erkannt“ hat, sind ja jene Dinge aus dem Bereich des für wahr Gehaltenen gestrichen; was also bleibt ihm noch von dem Begriff Erlösung? Der Klang, der mehrfachen Sinn bergende Geist des Wortes, und den will er in das Versöhnungsgebiet hinüberretten.

Rücken wir der Frage noch immer näher. Woraus besteht der Gewinn, den sich der Buchstabengläubige von der Erlösung verspricht? In dem durch Adam verscherzten und durch den Opfertod des Gottmenschen wiedergewonnenen Anspruch auf ein Reich, das nicht von dieser Welt ist, das nur mittelst Verzicht auf alle irdischen Güter und mittelst blinden Glaubenseifers erworben werden kann; und worin besteht für den „freier Denkenden“ die Erlösung, nach der er sehnend ausblickt? In der Veredlung des Menschen hienieden, in der sich immer mehr verbreitenden Gesittung und Milde, welche die Schrecken des Krieges und des Elends nach und nach verscheuchen, und unsere Erde, die sie schon nicht mehr als ein bloßes „Jammerthal“ auffassen, in einen Aufenthalt des Friedens und des Glückes verwandeln soll. Wenn demnach die Versöhnung der beiden Richtungen über dem Worte Erlösung auch besiegelt erscheint, so sieht man, daß diese Uebereinstimmung nur so lange vorhalten kann, als Jeder über den Sinn schweigt, welchen er dem Worte unterschiebt — und so geht es in allen Punkten dieses vorgeschlagenen Friedensvertrages. Während der Vater Firmus das Altarssakrament spendet, indem er an die Gegenwart des wirklichen Leibes und Blutes darin glaubt und so einen weihevollen Akt vollzieht, tritt der Sohn nur an den Tisch des Herrn, um den zweiten Satz des Einsetzungstextes zu befolgen: „Thuet dies zu meinem Gedächtniß“, und so ist der Akt des Sohnes eine bloße Etiquette, eine der Gemeinde erwiesene Höflichkeit; hier herrscht abermals ein durch die oberflächliche Vereinigung des gemeinsam geübten Ceremoniells verdeckter Zwiespalt; wieder darf in dieser scheinbaren Kommunion nicht auf den Grund geforscht werden, sonst tritt die Feindschaft zu Tage.

Am unvereinbarsten zeigt sich die Anschauung des Buchstabengläubigen und jener des Geistgläubigen, welch' letztere „alles Widersinnige“ zu glauben abgelehnt hat, da wo es sich um das Prinzip des Wunders handelt. — Für Denjenigen, der das Wunder zugiebt, giebt es kein „widersinniges“ und für den andern sollte es kein vernünftig denkbares geben. Die Wunder lassen sich nicht eintheilen in mögliche und unmögliche: entweder sind sie alle möglich oder sie sind es überhaupt nicht. Hier hält für die Ver-

söhnungssüchtigen meist wieder der Doppelsinn des Wortes „wunderbar" her .... „Es ist ja Alles auf der Welt so wunderbar: das Aufsprießen des Samenkorns, der Gang der Gestirne — das Alles übersteigt unser Verständniß — ja, ja, die Welt ist der Wunder voll!.." Dabei behält sich der so Sprechende doch vor, an die sechstägige Schöpfung, an den unter Moses Stab sprudelnden Quell, an das Stillstehen der Sonne u. s. w. nicht zu glauben. Wie er es aber noch zu Stande bringt, eine Lehre, die ganz auf Wunder aufgebaut ist, noch gelten lassen zu wollen, nachdem er ihr das Fundament entzogen hat, das ist mir, ich muß gestehen, auch — wunderbar. Er hat Geologie und Paläontologie studirt, er kennt die Entstehungsgeschichte unseres Planeten und weiß, wie unparadiesisch der Urmensch sein Dasein im Kampf mit dem Höhlenbären erstritt; er w e i ß daher, daß jene Mythen für ihn nur Ueberlieferungen aus rohen Zeiten sind; aber er giebt doch die Möglichkeit zu, daß ihnen göttlich geoffenbarte Wahrheit, aber eine bloß in Symbole gehüllte Wahrheit zu Grunde liege. Die Symbolik ist des Mysticismus' brauchbarste Verbündete; immer ist sie bereit, alles Unverständliche, dabei auch alles Verstandswidrige mit ihren Schleiern und Nebeln zu umhüllen und entzieht sich in ihrer Hundertdeutigkeit jeder untersuchenden Kritik.

Der Absicht, den ganzen Glauben mit dem halben Zweifel versöhnen zu wollen, liegt, wie jeder Friedensbestrebung, ein edler Gedanke zu Grunde; aber ich halte diese Vermittlung in den meisten Fällen für unmöglich, und dort, wo sie gelingt, für unfruchtbar. Sie ist ein dem Ausdenken beider Richtungen willkürlich gesetztes Hinderniß; zwar hebt sie zwischen beiden den Streit auf, zugleich aber auch die Entfaltung und damit die Wirkungskraft einer jeden. Sie entzieht der einen ihren Ausgangspunkt und verrammelt der anderen ihre Ziele. Der Glaube — das muß auch der Zweifler zugeben — hat in der Geistes- und Gesittungsgeschichte des Menschen eine große Rolle gespielt; er hat neben fanatischen Greuelthaten auch begeisterte Heldenthaten, edelste Herzensregungen zur Folge gehabt; noch heute — das müssen wir an vielen tugendhaften, frommen Zeitgenossen wahrnehmen — übt er eine veredelnde und erhebende Gewalt, aber nur unter der Bedingung, daß er als eine über jeden Zweifel erhabene

Wahrheit empfunden war und wird. Die Erbauung, der Schwung, der Trost, welche thatsächlich manchen Seelen durch ihren Glauben geboten wird und wegen deren der halbe Zweifler diesen Segenspender auch erhalten wissen wollte, fließen doch nur aus dem unerschütterten, rückhaltlos vollen Vertrauen des so Gesegneten. Für die gewisse, von den Vermittlern angestrebte Kompromißreligion, welche jedem Dogma nur mehr eine symbolische Deutung läßt, würden die Märtyrer von einst nicht gestorben sein und würden die Missionäre von heute nicht in die Wildniß ziehen.

Was jetzt noth thut, ist, daß der vom Buchstabenglauben Losgetrennte, in dessen Augen Schrift und Ceremoniell nur noch eine „entseelte Hülle“ vorstellen — nicht, daß er der „enthüllten“ Seele jenes Leichnams, also einem Gespenst, weiter huldige, sondern, daß er den Geist, die Seele seiner Lehre stärke, belebe und bekenne. Diese Lehre ist ja auch eine ihm gewordene Offenbarung, nämlich die Offenbarung der erforschten Natur. Was noth thut, ist, daß der von der Naturoffenbarung Bekehrte sich für sie begeistere und kühn dafür einstehe. Sein Buchstabe, das sind die Wissenschaften, und in diesen lebt doch ein Geist von solcher Kraft und solcher Klarheit, daß es wahrlich überflüssig ist, den symbolvermummten Geist der Schrift hinübertragen zu wollen. Was die freier Denkenden brauchen, ist nicht Versöhnung mit den gefesselt Denkenden — eine Versöhnung, welche in der flehentlich und entschuldigend gesprochenen Versicherung: „ich glaube ja dasselbe — nur etwas anders“ geboten wird; — was sie brauchen, ist das Voranschreiten zu „ganz frei“ Denkenden, indem sie ihre eigenen Ansichten feststellen und deren Berechtigung nicht mehr auf eine künstliche Uebereinstimmung mit den verlassenen Dogmen zu stützen suchen, sondern auf die Beweiskraft der folgerungsmuthig erkannten und mit hoher Stirn zu verkündenden Wahrheiten der modernen Wissenschaft.

VIII.

Die Geschichte der französischen Revolution von H. Taine.

Diesmal, als sich Doktor Hellmut in den Rednerfauteuil niederließ, hielt er wieder ein Buch in Händen.

„Meine Herren!“ begann er, „ich fühle heute das Bedürfniß, Ihnen die Gedanken mitzutheilen, welche die Lektüre dieses Buches in mir angeregt hat. Ich bin von dem erhaltenen Eindruck so überwältigt, daß ich absolut nicht fähig wäre, etwas Anderes zu sprechen — nicht einmal sprechen zu hören — als von den Dingen, die in diesem Buche enthalten sind.

Es ist dies das neueste Werk von Hippolyte Taine — eine Geschichte der französischen Revolution. — Seit Buckle wohl eine der glänzendsten historiographischen Thaten unserer Zeit! Denn Taine bringt hier nicht eine bloße Aufzählung von Daten und Geschehnissen, in politisch-parteiischer Beleuchtung — wie dies gewöhnlicher Geschichtsschreiberbrauch —, sondern eine sachlich-wissenschaftliche, positiv-spekulative Darstellung; nicht nur die Geschichte, sondern sozusagen die Ontologie, Physiologie und — Pathologie der Revolution. — So wie Bocks „Buch vom gesunden und vom kranken Menschen“ allen solchen zu empfehlen ist, die das Wohlsein ihrer Familie pflegen wollen, so wäre das Studium d i e s e s Buches den sozialistischen Denkern und politischen Lenkern anzurathen, die das Wohl der Gesellschaft im Auge haben. Nicht, daß es Volksbeglückungsrezepte enthielte, ebenso wenig als in dem Bock’schen

Werke Gesundheitsmixturen gebracht werden; aber die normale Funktionirung des staatlichen Organismus wird beschrieben, und auf die gesundheitsschädlichen, naturwidrigen Einwirkungen wird aufmerksam gemacht, durch welche — aus Leichtsinn, Unwissenheit, Leidenschaft oder wohlgemeint abergläubischer Quacksalberei — der soziale Körper gefährdet und verdorben wird. Es hat eine Zeit gegeben, wo bei dem Anblick eines in Krämpfen zuckenden Menschen die Umstehenden das Kreuzeszeichen machten und den Fall für eine Teufelsbesessenheit erklärten; heute tritt der Arzt hinzu, erkennt, benennt und behandelt das Uebel. Ebenso haben viele geschichtschreibende Beurtheiler der Revolution, bei Betrachtung ihrer Greuel, das Ganze für eine Eingebung des Satans gehalten — und heute steht Taine vor dem Objekt und theilt die ganze Diagnose jener blutig-wilden Volksepilepsie mit.

Sie werden mir sagen, daß dies nichts Neues ist, daß es keinen modernen Geschichtschreiber, ja keinen gebildeten Menschen mehr giebt, der eine Revolution für ein selbständiges Teufelsstückchen halte und nicht der Ansicht Raum gäbe, daß die sozialen Revolutionen gerade so wie die Naturerscheinungen nur im Kausalzusammenhange mit vorher thätigen Faktoren zu betrachten sind und daher das Eintreten der französischen Revolution als eine natürliche und unvermeidliche Folge der ancien-régime-Mißbräuche aufgefaßt werden soll. Es versteht sich von selbst, daß Taine, ein entschiedener Determinist, diese Auffassung theilt, und hierin ist auch seine Originalität nicht zu suchen. Nicht in der Darstellung des Ursprungs der Revolution liegt der neue, weittragende Gedanke, auf den ich Sie aufmerksam machen wollte, sondern in der Auffindung und Beleuchtung der Momente, welche die folgenden grauenvollen Erscheinungen und das schließliche Scheitern des Revolutionswerkes selbst herbeigeführt haben.

Wenn ein physikalisches Experiment mißglückt, was läßt sich daraus schließen? Daß irgend ein bekanntes Gesetz bei diesem Anlaß schwankte? Durchaus nicht; der Schluß ist einfach der, daß das Experiment durch Außerachtlassung eines unerkannten Gesetzes schlecht geleitet wurde. Taine zeigt uns, wie in der revolutionären Retorte die mit bestem Willen hineingethanen Elemente, statt sich zu einem homogenen Ganzen zu gestalten, zischend und

brausend sich selbst und ihr Gefäß zerstören. Jene Elemente, die sogenannten „unsterblichen Prinzipien von 1789“, die nach langem Druck sich erhebenden „Menschenrechte“, die Begriffe von Gleichheit, Brüderlichkeit und Freiheit: wer könnte ihren innewohnenden glücks- und gerechtigkeitsbedeutenden Werth verleugnen? Zwar thun dies die Revolutionsverächter, die Vertheidiger des alten Regiments, indem sie im Namen der Tradition alles Neue verdammen — und diese Aufgabe wird ihnen durch die historischen Thatsachen, die Unordnungen und Schrecken nämlich, welche der Proklamirung jener Prinzipien folgten — wesentlich erleichtert. Die Lobredner der Revolution hingegen stehen verblüfft vor den entsetzlichen Thatsachen, schieben dieselben als eine zufällige, menschliche Verirrung bei Seite und beharren fest auf der Durchführung der Prinzipien, welche ihrer Meinung nach unabhängig von dem damaligen Mißerfolge ihrer Ausführung volle Berechtigung behalten.

Diesem doppelten Dilemma hat Taine auszuweichen gewußt. Und zwar durch Anwendung der streng objektiven und exakten Methode, welche von der Naturkunde nach und nach in das Reich der moralischen und politischen Wissenschaften übertragen wird, und zu deren konsequentesten und glänzendsten Vertretern dieser Autor zählt. Aus dieser Methode, die nur Beobachtungen und Erfahrungen sammelt, die nicht von fertigen Abstraktionen herabdeduzirt — aus dieser Methode haben sich einige Sätze ergeben, welche, auf bisher ungelöste soziale Probleme angewendet, ein überraschendes Licht darauf werfen und scheinbare Widersprüche befriedigend heben. — Indem Taine zwei dieser Sätze: „Einfluß der umgebenden Verhältnisse“ und „langsame Entwickelung“ auf die Beurtheilung jener Epoche anwendet, zeigt er den nothwendigen praktischen Mißerfolg der Prinzipien, deren abstrakten Werthgehalt er nicht in Abrede stellt. Alle Lebewesen — und dazu rechnet der moderne Denker nicht nur Thier und Pflanze, sondern Sprachen, Künste und Staaten — alle sind die Ergebnisse des Bodens, der Lebensbedingungen, kurz die Produkte der umgebenden Verhältnisse; sie bilden sich — nicht plötzlich nach einem vorgefaßten logischen Plan — sondern durch Anpassung an die jeweilige Nothwendigkeit, d. i. durch zeiterfordernde Evolution. An diesen beiden Wahr-

heiten festhaltend, sieht unser Geschichtschreiber deutlich, wie das vernunftmäßigste und edelste System der Lebenskraft entbehrt, wenn man versucht, es aus dem Felde der Abstraktion in die konkrete Wirklichkeit zu bringen; wie es auf diese Art, statt seine Ideale zu erreichen, deren schrecklichste Gegensätze zur Folge haben kann.

Gestatten Sie, daß ich Ihnen hier einige Stellen aus dem Buche übersetze:

„Wenn ein junger Mensch in die Welt tritt, so wird zugleich mit seinem Stolze auch seine Vernunft verletzt. Was immer die staatliche Ordnung sei, in der er einbegriffen ist, sie bildet ein Aergerniß für die reine Vernunft, denn es war kein philosophischer Gesetzgeber, der sie nach einfachen Grundsätzen aufgebaut hätte, sondern es waren sich folgende Generationen, die sie nach ihren vielfältigen und wechselnden Bedürfnissen eingerichtet haben. Sie ist nicht das Werk der Logik, sondern der Geschichte, und darum zuckt der Raisonnir-Debütant die Achseln, wenn er diesen alten Bau betrachtet, dessen Grundlagen auf der Wilkür ruhen, dessen Architektur nicht übereinstimmend und dessen Flickwerk überall sichtbar ist."

Aber das geflickte, rissige alte Haus ist dennoch besser als ein geometrisches Luftschloß. Es heißt nur, weiter anbauen, neue Flügel hinzufügen, den Schutt wegräumen, um an dessen Stelle die den zuletzt eingetretenen Bedürfnissen angepaßten Mauern aufzurichten und nach und nach wird ein neues Gebäude dastehen.

„Der kluge Staatsmann", so sagt Taine an einer anderen Stelle, wendet sein neues Gesetz langsam an, stufenweise, provisorisch nach einer succession de tâtonnements. Gerade entgegengesetzt verfährt der Jakobiner: Sein Grundsatz ist ein Axiom politischer Geometrie, das in sich selbst seinen Beweis trägt. Denn dasselbe ist aus einigen einfachen Ideen zusammengesetzt und seine Evidenz offenbart sich mit einem Schlage jedem Geiste, der zugleich die beiden Glieder denkt, aus deren Zusammenstellung es geformt ist. Der Mensch im Allgemeinen, die Menschenrechte, der „contrat social", Freiheit, Vernunft, Natur, Volk, Tyrannei: das sind die elementaren Begriffe, welche — klar oder unklar — den Kopf des neuen Sektirers füllen: oft sind es nur grandiose und vage Worte — aber das bleibt sich gleich. Sobald sich

diese Begriffe in ihm verbunden haben, verwandelt er sie in ein Theorem, das er gleich anwenden will, ganz und gar, bei jeder Gelegenheit und aufs Aeußerste. Um die wirklichen Menschen — keine Sorge; er sieht sie nicht, er braucht sie nicht zu sehen. Mit geschlossenen Augen zwingt er dem menschlichen Stoff seine Gießform auf und knetet sie darin zurecht. Niemals fällt es ihm bei, sich im Voraus diesen vielfachen, zusammengesetzten, wogenden Stoff vorzustellen. Die zeitgenössischen Bauern, Arbeiter, Bürger, Pfarrer, Adelige — an ihrem Pfluge, in ihren Wohnungen, in ihrem Bureau, Pfarrhof oder Schloß, mit ihrem eingewurzelten Glauben, ihren verharrenden Neigungen, ihrem wirksamen Willen: von alledem kann nichts in seinen Geist dringen, dessen Zugänge durch das sich breitmachende Axiom verrammelt sind ... Ein solcher Geist ist offenbar nicht gesund; von den beiden Fähigkeiten, welche zugleich funktioniren sollen, ist die eine atrophirt, die andere hypertrophirt: das Gegengewicht der Thatsachen fehlt, um das Gewicht der Formeln zu balanciren, und ganz beladen auf der einen, ganz leer auf der anderen Seite, wirft er heftig nach der Richtung um, nach welcher er neigt — und dies ist das unheilbare Gebrechen des Jakobinergeistes!"

Sehen Sie, meine Herren, hier ist auf eine neue Art der Respekt gepredigt, welcher den bestehenden Institutionen gebührt. Nicht die Grundsätze, auf denen sie ruhen, werden gegen diejenigen Grundsätze vertheidigt, von denen ihnen Umsturz droht; nicht daß sie sein sollen, wird von den umgebenden sozialen Einrichtungen behauptet, sondern es wird vor Allem darauf hingewiesen, daß sie sind. Und „alles, was ist, hat eine Berechtigung zu sein"; es ist die Folge von tausend in die Vergangenheit zurückgreifenden, mitunter noch wirksamen Ursachen, es verursacht tausend gegenwärtige Wirkungen, es muß daher damit gerechnet werden. Das ist der seelenruhige Standpunkt exakter Wissenschaft.

Zu unserer Zeit, in der das nihilistische und kommunardische Gespenst sich allseitig erhebt und im Namen von an sich edlen Idealen Umsturz und Verwüstung droht, ist es heilsam, zu zeigen, daß sich auf einer tabula rasa nichts aufbauen läßt, daß man aus bloßen Idealen keine lebens-

kräftigen Organismen schaffen kann. Und doppelt heilsam ist es, wenn diese Beweise nicht von der monarchisch-religiös-konservativen Schule ausgehen, welche, ihrer Gepflogenheit nach, auch nur Ideale — und zwar minder-gerüstete, altersschwächere — ins Treffen schickt, sondern von der Schule des unbefangenen Realismus, deren Anhänger das Prinzip des Fortschritts laut bekennen.

Aber die Parole des wissenschaftlich erkannten Fortschritts heißt: nicht Revolution, sondern Evolution. Alles ändert und verbessert sich — das sollen wir nicht hemmen, sondern freudig fördern; aber so allmählig müssen die Gebilde einander ergänzen und ersetzen, wie dies bei den sogenannten „dissolving views“ geschieht. So wie sich bei diesen eine Kathedrale in eine Landschaft verwandelt, ohne daß der Zuschauer sagen kann, wann und wie die Veränderung eingetreten, so müssen einander die Bilder der Geschichte folgen, ohne daß der Zeitgenosse es plötzlich gewahr wird .... Und so geschieht es auch. Trotz unserer kleinlichen, stets verfehlten Versuche, augenblickliche Wandlungen in Szene zu setzen, fließen in Natur und Geschichte die Gebilde ineinander — auseinander, so daß jede Epoche ganz neue Aspekte weist, ohne daß es ein einziges Datum gäbe, welches sich zur Entstehung des einen oder zur Vernichtung des andern Bildes feststellen ließe.

Was hat unsere Erde noch mit dem Aussehen der tertiären Zeit gemein? In was ähnelt unsere Thierwelt den fliegenden Reptilien und sonstigen Ungethümen der Urzeit — was mahnt im zierlichen Blumengärtchen unserer Villen an die Farrenwälder der ersten Pflanzenwelt? Und, um nicht so weit abgeschiedene Perioden, sondern auch die näher ineinandergreifenden zu betrachten: welch ein gewaltiger Unterschied zwischen den Gesellschaftsbildern, die von der Ritter-, der Renaissance-, der Rococcozeit geboten werden? Und nie hat es einen Aufstand gegeben, welcher es erreicht hätte, einen solchen Gesammtstatus umzuwerfen, nie wäre es einem Anführer, nie einer Schar Verbündeter gelungen, zu dekretiren: „Genug des Ritterthums“ oder „genug des Zopfthums — gehen wir in das moderne Zeitalter über.“

Auch unserer gegenwärtigen Epoche wird ein neues Gebilde folgen, in welchem wir den Idealen unserer Weltverbesserer etwas näher gerückt sein werden, aber das wird

nicht das Werk der Revolutionäre, nicht die Folge ihrer Zerstörungen, noch ihrer Dekrete — sondern es wird das Werk der Zeit, das Ergebniß des in beständiger Zuchtwahl thätigen Fortschritts sein.

Damit sei nicht fatalistische Unthätigkeit gepredigt. Aber nur die Thätigkeit, die sich auf die Wirklichkeit stützt, die die unmittelbaren Folgen ihrer Eingriffe voraussieht, indem sie sich der naturgesetzlichen Nothwendigkeit anbequemt, kann förderlich sein —; Taine zeigt es uns in seinem magistral gezeichneten Revolutionsgemälde, was die unausbleibliche Folge der entfesselten Menschenraserei ist — — wie grausam, wie vernunftwidrig die Handlungen derer sein müssen, die zwar im Namen der Güte und der Vernunft freigelassen worden, die aber in Wirklichkeit keine, jenen Prinzipien angemessenen Wesenheiten, keine Abstraktionen vorstellen, sondern daß es Menschen — d. h. in der Mehrzahl rohe, leidenschaftliche, dumme, mit Resten von Wildheit und Resten von Thierheit behaftete Geschöpfe sind.

Das klingt freilich nicht schmeichelnd, das gleicht der liebkosenden Sprache nicht, welche manche Anführer dem Volke vorzuflöten pflegen, aber es ist die Wahrheit. Und mit dieser allein — sei es auf chemischem oder auf sozialem Gebiete — hat der Experimentator zu rechnen.

IX.

Das Mitleid.

Man hatte von den Ereignissen des Tages gesprochen und natürlich waren darunter auch wieder ein paar große Unglücksfälle zu verzeichnen. Es vergeht ja fast kein Tag, der nicht Kunde brächte von irgendwelcher Katastrophe: Ueberschwemmung, schlagende Wetter, Feuersbrünste u. s. w.

„Es ist entsetzlich," seufzte ich, „wie viel doch auf Erden gelitten wird. Wenn man das immer so recht auffassen könnte, wenn man das Alles mitleiden wollte —"

„Dann bliebe für die Freude gar kein Raum'" unterbrach Doktor Hellmut.

„Also wollten Sie, im Interesse des ungestörten individuellen Glücks das Mitleid — welches allerdings ein Schmerz ist — aus der Welt schaffen?"

„Gewiß nicht. — Gestatten Sie, daß ich Ihnen meine Gedanken über diesen Gegenstand vortrage? — Ja? — Also denn:

Mitleid ist ein Schmerz — aber ein Schmerz, der erst da entstehen kann, wo der Altruismus waltet. Der Egoismus ist eine nothwendige Grundlage des individuellen, — der Altruismus hingegen des sozialen Lebens. Letzteres hat sich, wie wir wissen, erst in späteren Epochen zu entwickeln begonnen; daher ist das Gefühl der Nächstenliebe und das daraus entspringende Mitleid noch verhältnißmäßig jungen Ursprungs; der primitive Höhlenmensch hat gewiß noch nichts davon empfunden. Damit sich das einzelne Leben erhalte und die dasselbe bedrohenden Gefahren möglichst meide, hat sich als Wächter und Warner der Schmerz,

d. h. das in der eigenen und für die eigene Person empfundene Leid eingestellt; als Wächter des sozialen Lebens ist später auch das Mitleid, — d. h. der Schmerz in und für Andere — aufgetreten. Damit der Einzelne beitrage, das soziale Leid zu mindern und das Wohlergehen des sozialen Lebens zu fördern, fühlt auch er das den Nächsten treffende oder drohende Uebel als Schmerz.

Je näher uns dieser Nächste steht, desto heftiger wird sein Leid in uns nachzittern; — es ist uns z. B. unmöglich, in schmerzliches Mitgefühl zu verfallen, wenn wir erfahren, daß ein Trupp von Grönländern auf Spitzbergen von Eisbären überfallen wurde. Ist hingegen der Gegenstand unserer wärmsten Neigung von einem Schmerz ereilt, so quält uns dies so sehr, daß wir es vorzögen und als geringeres Leid betrachteten, wenn wir selber die Ereilten wären. Auf diesem Gefühle beruht die Aufopferung. Und nicht nur Personen sind es, für die zu leiden wir gern bereit sind, sondern auch Abstraktionen, wie Vaterland, Religion, Ruhm. Haben uns diese eine Liebe einzuflößen vermocht, die unsere Selbstliebe an Intensität übertrifft, so fühlen wir die Gefahren, in denen sie schweben, oder das Leid, das ihnen zugefügt wird, in so starkem Mitleid nach, daß wir — wenn das betreffende Uebel hierdurch einigermaßen abgewendet werden kann — über uns selber Entbehrung, Folter und, wenn es sein muß, den Tod ergehen lassen. Ein solches Verfahren wird allgemein als die höchste Tugend bewundert — und es entspringt dem höchsten Mitleid. Die Mitleidsfähigkeit ist demnach eine Tugend. Daß dieselbe eine Veredelung unseres Seins bedeutet, ist gewiß. Je höher sich unser Gemüth entwickelt, desto leichter erweckt sich unser Mitleid, desto größer sind die Kreise, in welche es dringt. Wenn einmal der Gedanke an die Leiden einer ganzen Klasse anfängt, den andern Klassen schmerzlich zu werden, so wird an die Abschaffung dieser Leiden geschritten. Schon beginnt sich auch ein Abscheu, ein Mitleid zu regen, wenn man an die im Felde hinsterbenden Krieger denkt, — schon malt ein Wereschagin Bilder, mit welchen er die Gräuel der Schlacht unserem Mitgefühle näher bringt und dieses Mitleid gehört zu den Anzeichen der (vielleicht nicht mehr sehr entfernten) Thatsache, daß der Krieg einst dem Sklaventhum und der Folterjustiz in das Reich der überwundenen Barbareien folgen wird.

Das Mitleid, das ein wildes Geschöpf höchstens für sein Junges empfindet, das hat sich unter uns Menschen auf den Stamm, auf den Kirchsprengel, auf das Vaterland erstreckt und ist heute schon so international geworden, daß ganz Europa erbebt, wenn in Spanien oder am Rhein Ueberschwemmungen eintreten oder im Ozean ein englisches Schiff verbrennt. Der Gedanke an das Elend und den Schmutz und die Unwissenheit der Massen, an das viele Leid, das in ungesunden Arbeitervierteln, in hungernden Dörfern haust, wird zur Sorge der sonst Sorglosen und setzt sich in humanitäres Streben um. Ja, sogar die Leiden der Thiere werden mitempfunden und den armen geplagten Geschöpfen wird unser Mitleid und humanere Behandlung zugewandt.

Ehre sei jeder werkthätigen Barmherzigkeit! Wir können nicht anders, als jede Handlung der opferwilligen Schmerzlinderung zu bewundern und uns selber erleichtert zu fühlen, wenn wir erfahren, daß eine Qual, ein Druck, eine Verfolgung, unter der bedrängte Wesen seufzten, aufgehoben worden ist. Und die Versprechungen der Wissenschaft, die für die Zukunft Heilung der Cholera und anderer Geißeln, Minderung der Rohheit — folglich Abnahme des Verbrechens — in Aussicht stellen, erfüllen uns mit einer erhebenden Freude, die ohne Anflug von Selbstsucht ist, da es sich ja um die Leiden künftiger Generationen handelt, — aber sogar bis zu diesen dringt unser Mitleid, und wir sind jenen Versprechungen dankbar, die uns eine Linderung der kommenden Leiden hoffen lassen.

Ehre sei auch dem Christenthum für die vielen, vielen Werke der mitleidigen Liebe, die es im Namen seines Glaubens ins Leben gerufen hat? Was es im Namen dieses selben Glaubens an Verfolgungen und Jammeranrichtung verbrochen, das sei ihm darum verziehen und doppelt verziehen, weil es ja auch auf einem Mitleid beruhte — nämlich dem Mitleid für die vermeintlich höllenbedrohten armen Ketzerseelen. Und an mildthätiger Liebe — caritas — an tiefem Herzensmitleid hat der christliche Geist die Menschheit stark bereichert; das müssen auch solche, deren Ueberzeugungen eine ganz andere Richtung haben, aufrichtig bewundernd zugestehen. Man betrachte nur das Werk der barmherzigen Schwestern und Brüder, die vielen Kranken- und Waisenhäuser, Alterversorgungs-Anstalten, Inkurables-

Spitäler, welche dem Glaubenseifer frommer Christen ihre Entstehung danken. Das Christenthum ist so sehr vom Geist des Mitleids durchtränkt, daß sein höchstes Symbol, nämlich der Erlösertod, als ein Akt des aufopfernden Mitleids gilt. Und alle seine Gebete flehen um Gnade, um das Mitleid des Allerbarmers, Gott.

Aber hier gehen die Ideen der Gläubigen und die unsern wieder auseinander. Gott kann kein Mitleid empfinden, denn dasselbe ist ein Schmerz — und der Begriff der höchsten Seligkeit verträgt sich nicht mit Schmerz. Auch der Begriff der höchsten, alleinwaltenden Macht läßt die Eventualität nicht zu, daß diese Macht selber ihren Geschöpfen so viel Leid auferlegt, bis ihr der Anblick desselben so peinlich wird, daß sie es erbarmend aufhebt. Es giebt auch im ganzen Bereich der Erfahrung (von unbewiesenen Wunderlegenden sehe ich ab) kein Beispiel eines göttlichen Mitleidsaktes. Kein Hilferuf aus den Tiefen des Jammers ward noch „dort oben“ gehört; die raffinirteste Folter konnte ein armes Geschöpf bis zur himmelschreienden Verzweiflung bringen, ohne daß je ein göttlicher Machtspruch diese Folter auf übernatürliche Weise zu Ende gebracht hätte; Unglückliche konnten mit abgeschnittenen Augenliedern dem Sonnenlicht ausgesetzt werden, oder lebendig im Sarge liegen, und keine Wolke bedeckte die Sonne, keine rettende Hand hob den Sargdeckel ab … Wäre das göttliche Herz dem Mitleid offen und hätte sich dies auch nur in e i n e m beglaubigten Fall gezeigt, so müßte es so in jedem Falle sein; denn die höchste Liebe, die unparteiisch gleiche Huld für alle seine Kinder müßte den allerbarmenden Vater für jedes Leid zu Mitleid rühren.

Aber diese Widersprüche kommen von den anmaßenden — ich möchte sagen lästerlichen — anthropomorphistischen Ideen her. Wenn wir Gott mit unsern menschlichen Neigungen und Regungen ausstatten wollen, dabei uns selber als die wichtigsten Gegenstände seiner Sorge zu betrachten wagen, dann entstehen diese kleinlichen und täuschungsvollen Auffassungen. Haben wir etwa Mitleid, wenn unter unseren Füßen eine Ameise sich in Schmerzen windet, wenn im siedend gemachten Wassertropfen zehntausend Infusorien sterben müssen, und fordern wir Gottes gerechtes Mitgefühl auf d i e s e seine Geschöpfe herab?

Nein, die sind zu klein, zu unbedeutend, nur wir, wir allein kommen in Betracht. Sind wir denn im Verhältniß zum Allwesen nicht auch nur Infusorien? — Doch diese letzte Betrachtung leidet, ich gestehe es, auch an Anthropomorphismus: wir dürfen uns und unsere Auffassung der Proportionen überhaupt nicht als Kriterium hinstellen — Größe und Kleinheit sind zu relative Begriffe, als daß dieselben auf Gottes Mitleid — wenn es eins gäbe —, bestimmend wirken sollten. Eher können wir noch annehmen, daß der Begriff „Gesetz" es ist, der das Mitleid ausschließt — denn das Gesetz — auch unter uns Menschen — wird ja im Hinblick auf ein Wohl dekretirt, welches allgemeiner und größer ist, als das individuelle Uebel, das durch die Dekretvollstreckung entsteht — und das Postulat eines göttlichen Gesetzes ist zuvörderst die Unumstößlichkeit. Am gotteselhrfürchtigsten will es mir jedoch immer scheinen, wenn wir über Beweggründe, Eigenschaften und Wesenheit des Allwesens gar keine Erklärungen abzugeben uns unterfangen, wenn wir auf alle darauf Bezug habenden Fragen uns zu einem demüthigen „Ich weiß nicht" bekennen.

Daß die Natur kein Mitleid hat, ist ein allbekanntes Axiom.

So che natura è sorda,
Che miserar non sa,
Che non del ben sollecita
Fù — ma del esser solo . . .

singt Leopardi, der italienische Pessimist. Das Thema ist freilich schon alt; aber die letzten Errungenschaften der Naturkunde haben ihm neue Variationen zugeführt. Die Kämpfe in den Tiefen des Meeres, die Raubanfälle in den Lüften, wo der Adler den Sperling und der Sperling die Mücke verzehrt, die Hinterhaltwebereien tückischer Spinnen, die Verbrecherspelunken der Tiger und Hyänen: die Mordanstalten insektenfressender Pflanzen: das Alles ist längst geschildert worden, um zu zeigen, wie erbarmungslos und grausam die Natur in ihrem Vernichtungsfleiße wüthet; aber nun haben auch noch die Lehren Darwins diese Grausamkeit in helleres Licht gerückt, indem sie den Kampf ums Dasein als die erste Daseinsbedingung erkennen lassen und darthun, wie konsequent der Schwächere unterdrückt und vernichtet wird, wie der nothwendige Sieg auf Seiten des Stärkeren bleibt, der seine Stärke mitleidslos zur

Zermalmung des Wehrlosen gebraucht. Aus dem Prinzip der natürlichen Zuchtwahl geht hervor, daß die unglücklichen Wesen, nämlich solche, welche ihrer Umgebung nicht angepaßt sind — die Verkrüppelten, die Matten — zu Grunde gehen müssen; daß das Aufblühen und Vorwärtsschreiten der Arten nur auf Kosten blutiger Kämpfe, tyrannischer Unterdrückungen, erbarmungsloser Vertilgungen vor sich geht — daß überhaupt nur das Leben der Arten einen relativen Werth hat, während dem Individuum gar keine Sorgfalt zugewendet erscheint — kurz, daß die Natur kein Mitleid kennt.

Auf die menschliche Gesellschaft übertragen, würde die aus jenen Lehren scheinbar entspringende Moral grausame Konsequenzen nach sich ziehen. Ein darwinistisch eingerichteter Staat müßte sich die Hintödtung aller Kranken und Elenden angelegen sein lassen: müßte die Leiden des Individuums prinzipiell nicht beachten; Härte und Fühllosigkeit müßte die höchste Bürgertugend sein. Das sind Betrachtungen, welche von den Feinden Darwins auch oft angestellt und verkündet worden sind, um die verhaßte Idee in ein häßliches Licht zu stellen.

Sie wissen, meine Freunde, daß ich ein glühender Anhänger des gewaltigen Naturforschers und seiner Theorien bin; daß ich auch die aus letzteren fließende Moral — wie sie ein Herbert Spencer deducirt — als einen Fortschritt betrachte; Sie kennen mich aber andererseits zu gut, um mich für fähig zu halten, die Abschlachtung hilfloser Greise, die Aussetzung krüppelhafter Kinder und die Abtödtung jedes Mitgefühls als zu erstrebendes Ideal des sozialen Lebens hinzustellen. Wie helfe ich mir nun aus dieser Antinomie heraus? Einfach so:

Die auf obige Weise dem Darwinismus unterschobenen Konsequenzen sind unleugbar richtig gefolgert — aber sie ruhen auf einem falschen Vordersatz. Läßt man einen solchen unbemerkt in ein System sich einschleichen, so bleiben dann alle noch so logisch verketteten Nachsätze mit ihrem Ursprungsfehler behaftet. Die falsche Prämisse in diesem Falle ist folgende: „Die Natur kennt kein Mitleid.“ — Ich aber versichere Sie, meine Herren, die Natur k e n n t das Mitleid. Sie schütteln die Köpfe? Der Fehler ist sehr versteckt — denn das genannte Axiom wird allgemein zugegeben. Aber denken Sie ein wenig nach — die Lösung der

Vexirfrage liegt sehr nahe. Ich verwette gegen alle Ihre geschüttelten Köpfe meinen eigenen, daß Sie in der nächsten Minute mir recht geben und die Hand auf die Stirn schlagen, wie es die Genossen des Columbus gethan, als das Ei auf dem Tische stand. Stellen Sie sich das Problem in folgenden Fragen auf:

Sind wir Menschen mitleidsfähig? — Antwort: Ja.

Sind wir Menschen Bestandtheile der Natur? — Ja.

Ist also Mitleidsfähigkeit in der Natur enthalten?

Können Sie darauf mir anders antworten, als mit einem dritten Ja?

Daß der Mensch ein außer und über der Natur stehendes Geschöpf sei — diese Ansicht gehört einer überwundenen Weltanschauung an, und der versteckte Fehler, von dem ich sprach, liegt eben darin, daß ein unwissenschaftliches Prinzip stehen gelassen wurde, um wissenschaftliche Erörterungen daran zu knüpfen. Die Konsequenzen des Darwinismus können unmöglich richtig gezogen werden, wenn man von so einer antidarwinistischen Idee ausgeht, wie der Dualismus zwischen Mensch und Natur.

Ja, das Mitleid lebt in der Natur; es manifestirt sich zwar nicht im Wehen des Sturmes, noch in der Vegetation der Pflanzen, noch in dem Gebahren der niederen Thiere; es waltet aber in den Gefühlen und Handlungen des Naturkindes „Mensch". Es ist also da, unleugbar da — und hat wie alles Daseiende seine Berechtigung, ja seine Nothwendigkeit im Leben der Natur. Es ist jedoch — auf unserer Erde wenigstens — nicht seit jeher dagewesen; erst mit dem Auftreten des Menschen — und zwar des civilisirten Menschen — hat sich diese Gefühlsblüthe zu entfalten begonnen. Welcher Widersinn, wenn wir jetzt sagen: — „Diese Blüthe findet sich nirgendes im Reiche der Natur — wir wollen sie zertreten." Nach demselben Prinzip müßten wir die Sprache, die Kunst, das ganze Ideenleben für naturwidrig erklären und abzutödten trachten. — Nein, die düstere Philosophie, die in der Welt nur ein blindes Walten vernichtungsgieriger Naturkräfte sieht; die da meint, es sei Alles fühllos, zwecklos und bewußtlos um uns herum; es sei all unser Denken, Empfinden und Wollen weiter nichts, als mit der Schöpfung unzusammenhängende Anomalien, welche kein besseres Ziel erreichen können, als schließlich in das allgemeine Nichts aufzugehen — diese

Philosophie ist zum Glück ebenso falsch, als sie trostlos ist. Vor dem Lichte der Evolutionsidee zerfließt sie wie Nebel, Da sehen wir, daß Alles, was da ist, sich erst langsam entwickelt hat und mit weiterer Entwickelungskraft ausgestattet ist. Der denkende menschliche Geist, das fühlende menschliche Herz sind auch Produkte der sich zu intensiverem und edlerem Leben entfaltenden Natur. Freilich ist dieser Geist noch schwach im Erfassen der Weltprobleme; aber wie lange ist es her, daß er erwachte?.... Freilich schlägt dieses Herz noch matt in altruistischen Gefühlen; aber seit wann hat es überhaupt in Mitleidsregungen zu schlagen begonnen? Ein zartes Pflänzchen ist es noch, dieses Mitleid, aber es ist dem Allschooß der als fühllos verleumdeten Natur entsprossen; — es ist uns Bürge, daß zu den Elementen, aus denen die Welt sich zusammensetzt, aus denen sie bestimmt ist, in immer seligerer Schöne emporzublühn, daß zu diesen Elementen auch die mitleidige Liebe zählt."

X.

Vorurtheile und Gemeinplätze.

Einer von uns hatte eine Meinung geäußert.

„Welches Vorurtheil!" rief ein Anderer.

Der so Angeschrieene brachte ein neues Argument vor.

„Welcher Gemeinplatz!" versetzte der Gegner mit verdoppelter Geringschätzung.

„Lieber Freund," — legte sich nun unser Hausherr ins Mittel — „wie ich sehe, hegen Sie selbst ein Vorurtheil gegen Gemeinplätze, und indem Sie vorhin einem ausgesprochenen Satz den abgedroschenen Vorwurf machten, er sei ein Vorurtheil, äußerten Sie jedenfalls einen Gemeinplatz. Glauben Sie mir: ohne Vorurtheile könnten wir überhaupt nicht denken, und ohne Gemeinplätze könnten wir gar nicht reden. Wenn Sie erlauben" — fügte Doktor Hellmut hinzu, indem er auf dem Rednersitz Platz nahm — „werde ich diese Behauptung zu vertheidigen versuchen, und ich gestehe, daß ich nur von Ihren Vorurtheilen das Verständniß meiner nun nothwendigerweise folgenden Gemeinplätze erwarte.

Sie machen sich einen sehr hohen Begriff vom menschlichen Verstande, meine Herren. Sie halten sich und vielleicht auch mich für grundgescheidt, für fähig, selbstständig zu denken und originell zu reden. Sie erheben sogar den Begriff „Verstand" zu einer Abstraktion, welche von der großen Masse der Menschheit (deren Unverstand Sie oft und gern einräumen) zwar nicht besessen wird, welche aber an sich ein immaterielles, alle geistigen Probleme lösendes,

schlußfolgerndes, selbstständiges Gedankending ist. Sie stellen sich dasselbe als ein Ganzes vor, dessen Parzellen in den menschlichen Hirnen ziemlich ungleich vertheilt sind: der Eine hat davon viel, der Andere wenig — gewöhnlich ist man selbst der Eine, und der Andere ist der Nachbar—; Einige kultiviren es, die Meisten vernachlässigen es, und Viele gar — verlieren es. Aber ursprünglich ist es immer vorhanden und wird, wenn unsere Ueberlegenheit über andere Lebewesen mit Gemeinplätzen dargelegt werden soll, stets als eines der unterscheidenden Merkmale angeführt.

Dieses Vorurtheil theile ich nicht: nach meiner bescheidenen Ansicht gebe ich zwischen dem Verstande meines Kanarienvogels und dem meinen nur einen quantitativen Unterschied zu, da ich jedenfalls — als Erbe so vieler menschlicherseits aufgestapelter Vorurtheile und geläufiger Nachsprecher so vieler geltunghabender Gemeinplätze — etwas weniger dumm bin, als er. Berauben Sie mich aber dieser beiden Denk- und Ausdruckswerkzeuge, so wird mich der Kanarienvogel übertreffen; denn ich werde gedankenlos und stumm dasitzen, während ihm das Gemeinplatzlied seiner Rasse im trillerkundigen Kehlchen und das Vorurtheil gegen Katzen im gelbüberfiederten Herzchen geblieben sein wird.

Hier glauben Sie vielleicht etwas sehr Tiefes zu bemerken, wenn Sie mich unterbrechen: „Erlauben Sie, Geehrtester, die Abneigung gegen Katzen ist bei Ihrem Vogel kein Vorurtheil, sondern ein — o Gemeinplatz! — ein richtiger Instinkt. Wenn mein Hansi ein Gimpel wäre, so würde ich darauf zurückgeben: „Selbst Vogel!“ Sehen Sie denn nicht ein, daß Instinkt nichts Anderes ist, als eine angeerbte komprimirte Masse von in vielen Generationen angestellten — zu Vorurtheil gewordenen — Urtheilen? Setzen wir den Fall, die Katzen würden plötzlich zu den Vegetarianern gehen: der mißtrauische Instinkt würde unter dem Vogelgeschlecht noch lange Zeit in Kraft bleiben — und da hätten Sie das Exempel eines echten — als solches erkannten — Vorurtheils.

Vorurtheile sind meist die Gespenster alter Wahrheiten. Im obigen Beispiel tritt dies klar hervor: Katzen fressen Vögel — das ist eine auf traurige Vogelerfahrung gestützte Wahrheit; — die Katzenscheu wird demnach zum richtigen

Instinkt. Hierauf folgt die katzliche Bekehrung zum Vegetarianismus — eine einfache Hypothese —; da wäre die alte Wahrheit todt, das Gespenst des darauf gestützten Urtheils ginge aber unter den Kanarienvögeln noch lange als Vorurtheil um.

Der Wechsel aller stofflichen und geistigen Gebilde ist ein viel lebhafterer und rascherer, als der Gang unserer Beobachtung und Auffassung der Dinge. Daher dieser ewige Rückstand des menschlichen Urtheils — ein Rückstand, der sich in Gestalt von tausend Vorurtheilen ablagert. — Ein Urtheil, ein wirkliches, nämlich ein solches, das man nicht fertig hinnahm, sondern das man sich selbstständig schafft, ist ein gar langsamer Prozeß; denn es verlangt die Analysirung und Prüfung seiner Bestandtheile, und es fehlt uns schlechtweg die Zeit, ein solches Verfahren an alle Vorkommnisse des Lebens zu wenden. Wir müssen, wenn wir mit unserer täglichen Denkaufgabe fertig werden wollen, uns der komprimirten, überlieferten Urtheile — mit anderen Worten: der gangbaren Vorurtheile — bedienen.

Sie glauben wohl, ein Urtheil sei ein Sekundenwerk, denn es besteht aus zwei oder drei schnell gedachten Sätzen; aber wenn Sie bedenken, daß jede Prämisse einen fertigen Schluß enthält, welcher seinerseits wieder auf fertigen Prämissen ruht, und daß alle diese einzelnen Glieder durch gehäufte Erfahrungen sich ergeben haben und durch ebenso gehäufte Erfahrungen verifizirt werden mußten, so werden Sie zugeben, daß jedes Urtheil, wenn man es auf seine letzten Elemente auflösen wollte, nicht nur eine Lebensdauer, sondern beinahe die Dauer der Menschheitsexistenz in Anspruch nähme. Unser ganzer Verstand, meine Herren, auf welchen ich Sie vorhin bat nicht so eitel zu sein, ist eine Riesenformation von den infusorisch geschichteten Gedanken, die unsere sämmtlichen Vorfahren gedacht haben. Was wir Neues hinzuzudenken vermögen, wird auch nur wieder infusorisch sein. Und wenn wir solch ein kleines, selbstständiges Urtheil auch wirklich fertig gebracht hätten — was hilft's? Lebensthätigkeit erlangt es erst dann, wenn es ihm gelungen, sich durch die Welt zu ellenbogen und — nachdem es eine Schar feindlicher alter Vorurtheile todtgeschlagen — dann als eine unfraglich hinzunehmende Wahrheit, das ist also wieder als — Vorurtheil, verbreitet zu sein.

Ich verstehe nämlich unter dem Begriff Vorurtheil — wie ich ihn hier zu vertheidigen suche — das fraglos angenommene Urtheil, welches derjenige, der sich dessen bedient, nur als Grundlage weiterer Folgerungen benützt, nicht aber auf seine Stichhaltigkeit prüft. Solche Vorurtheile müssen wir Alle unzählige Male anwenden, wenn wir überhaupt urtheilen wollen; denn es fehlte uns, wie gesagt, die materielle Zeit, unsere sämmtlichen Erkenntnisse zu zerlegen. Das Vorurtheil also, das ich meine, ist zwar vor- und nicht nachgeurtheilt — kann jedoch dabei immerhin richtig sein und braucht durchaus nicht die andere Bedeutung dieses Wortes zu decken, nämlich die gemeinplätzige Bedeutung: falsches Urtheil. Wenn Jemand ausruft — wie dies vorhin Einer von Ihnen gethan —: „Welches Vorurtheil," so versteht er darunter: „Welcher Irrthum!" Nun ist es aber durchaus nicht meine Absicht, den Irrthum zu vertheidigen: ich wollte nur behaupten, daß das „vor"-genommene Urtheil mitunter richtig sein kann und daß es eine unentbehrliche Denkformel ist. Wenn Sie bei einer Rechnung von irgend einem Satz des auswendig gelernten Einmaleins ausgehen, so werden Sie sich bei diesem Satz nicht aufhalten, denselben zu prüfen, sondern, auf denselben gestützt, rasch weiter rechnen, und so spielt die Behauptung: „6 mal 6 macht 36" — die Rolle eines Vorurtheils. Ebenso verfahren wir mit unserem ganzen Denken; wir benützen kondensirte Formeln — also Vorurtheile — und knüpfen andere Formeln — andere Vorurtheile — daran, um in der Schnelligkeit zu einem Nachurtheil zu gelangen, gerade so, wie der Rechner durch eine Kette mathematischer Formeln zu einem Facit gelangt. Der gewaltige Unterschied ist nur der, daß in der Mathematik alle Formeln der Wirklichkeit entsprechen, daß alle die vorgeurtheilten Annahmen richtig sind, während das übrige allgemeine Denken in den seltensten Fällen der Wahrheit adäquat ist, was zur Folge hat, daß die vorurtheilenden Ansichtsformeln so viele Irrthümer bergen. Letztere werden durch weitere Erfahrungen aufgedeckt, und dann wird die vielbenützte Formel „Vorurtheil" genannt, welches Wort nun die Beschuldigung des falschen Urtheils implizirt.

Sie werden mich fragen, was die Bezeichnung „vorurtheilsfrei" bedeute, wenn das Vorurtheil nach meiner

Ansicht ein so nothwendiges Ding sei. Ich antworte darauf: es ist ein einfacher Gemeinplatz, wenn ein Mensch den andern vorurtheilsfrei nennt. Da ich aber diesen wie sämmtliche Gemeinplätze in Ehren halte und auch oft benutze, so will ich Ihnen sagen, wie ich mir einen vorurtheilsfreien Menschen vorstelle und gestehe dabei gleich, daß ich mich — wie wahrscheinlich Sie Alle — selbst für einen solchen halte.

Einmal — im Sinne des Irrthums genommen — kann Niemand von sich glauben, daß er Vorurtheile habe, denn wenn man eine Ansicht als falsch erkannt hat, so hat man auch schon vom selben Augenblick an aufgehört, sie zu hegen. Somit hält Jedermann seine Vorurtheile für Urtheile und giebt sich aufrichtig das Zeugniß, vorurtheilsfrei zu sein. Relativ so ist Derjenige, welcher sich soviel als möglich mit den neuesten Errungenschaften des Geistes bekannt zu machen sucht, und die als Irrthümer nachgewiesenen alten Irrthümer abgestreift hat; ferner Derjenige, der so denkfleißig ist, daß er bei Beurtheilung eines konkreten Falles diesen selbst nach allen Richtungen hin prüft, nicht aber durch Einschiebung in ein bereits fertiges allgemeineres Urtheil abfertigt. Zum Beispiel es liegt die Beurtheilung eines von einer Frau geschriebenen Buches vor. Der vorurtheilsfreie und denkfleißige Kritiker wird sich nicht scheuen, das Werk nach seinem Inhalt abzuwägen und ganz von dem Umstand absehen — der gar nicht zur Sache gehört —, **wer** das Werk verfaßt hat. Der denkfaule jedoch, der vorurtheilsbehaftete wird von dem erwähnten Umstand, über den er ein fertiges Urtheil im Hirnkasten liegen hat — nämlich, daß Frauen schwach schreiben — Gebrauch machen und sich der Mühe jedes weiteren Urtheils entheben oder solches doch von dem bereits fertigen beeinflussen lassen. Sie sehen ein, um wie vieles bequemer und rascher die summarische Beurtheilung eines Dinges ist, wenn man dasselbe unter eine gangbare allgemeine Ansicht einreiht, und begreifen, warum die Menge nur nach fertigen — d. h. nach **Vor**urtheilen — urtheilt. Im oben angegebenen Falle: wie viele einzelne, als vorzüglich anerkannte Frauenwerke würde es noch geben müssen, auf daß das erwähnte Vorurtheil aus der öffentlichen Vernunft geschwunden wäre, und der Kritiker gar nicht mehr in Versuchung käme, sein spezielles Urtheil in das generelle einzuschachteln.

Sie müssen aber nicht glauben, daß Sie nur dann Gefahr laufen, ein Vorurtheil zu hegen, wenn Sie eine fertige und gangbare Ansicht annehmen. — Sie schmieden sich Ihre eigenen Vorurtheile fleißig selber. Nämlich jedes Mal, wenn Sie eines Ihrer originellsten Urtheile, welches Sie bei einem bestimmten Fall angestellt haben, nun auf einen andern, außerhalb des Urtheilskreises liegenden Fall von Neuem anwenden. So verwandelte jener reisende Engländer sein Urtheil in ein Vorurtheil, indem er in sein Tagebuch eintrug, da er eben von einer rothhaarigen Kellnerin bedient worden: „Hier zu Lande haben die Mädchen rothe Haare.“ Er zwängte die Allgemeinheit in einen Sonderfall und beging so den auffälligen Irrthum. Wenn ein denkfauler Mensch irgend eine selbstständige Ansicht geformt hat, so ist er über diese überstandene Anstrengung so froh, daß er fortan alle verwandten Fälle in den fertigen Model preßt.

Ich kenne viele solcher Leute. Da hat sich der Eine von einer auf der Drehorgel gespielten italienischen Melodie wirklich angeekelt gefühlt, und er verkündet im Allgemeinen: „Die italienische ist eine anekelnde Drehorgelmusik.“ Da hat ein Anderer eine Pariser Chansonettensängerin Cancan tanzen sehen und er spricht sein Urtheil dahin aus, „daß französische Frauen sittenlos seien.“ So ließen sich tausend Beispiele anführen. Je größer der Kreis ist, für welchen man das Sonderurtheil gelten lassen will, desto auffälliger zeigt es sich als Vorurtheil; daher sind die Massenurtheile, welche einen ganzen Stand, eine ganze Nation umfassen wollen, mit Recht als Standes- und Rassenvorurtheile verpönt. Solche Leute — das gestehe ich Ihnen gerne zu —, die nur in Vorurtheilen denken und nur in Gemeinplätzen reden, sind unausstehlich. Die haben über Alles — über Politik, Religion, Kunst, Moral u. s. w. — steife, einander oft widersprechende, aber desto hartnäckiger festgehaltene Maximen; von solchen Leuten läßt sich kein Verständniß, läßt sich keine Gerechtigkeit erhoffen . . .

Aber meine Absicht war, für und nicht gegen das Vorurtheil zu plaidiren. Die Beschuldigungen galten auch nur dem Exzeß. „Il en faut, pas trop n'en faut“ — wie das französische Sprichwort mit Bezug auf die Tugend sagt.

Dieselbe wichtige und verbreitete Bedeutung, die in

Sachen des Denkens das Vorurtheil einnimmt, kommt in Sachen des Ausdrucks dem Gemeinplatz zu. Auch ist letzterer der treue Begleiter des ersteren —: es giebt kein Vorurtheil, das nicht durch eine Reihe von Gemeinplätzen in Umlauf erhalten würde. Und wie es eines neuen Urtheils höchster Ehrgeiz sein mag, so oft verkündet und so oft geglaubt zu werden, bis es zum allgemeinen Vorurtheil vorrücke, so kann ein neu ausgesprochenes Wort auch nichts besseres wünschen, als geflügelt zu werden, um endlich als Gemeinplatz zu kursiren."

XI.

Das Gebet.

Doktor Hellmuth hatte uns von einer Meeresfahrt erzählt und die Schrecken eines Sturms geschildert, der sein Schiff zu vernichten drohte. Schon hatte er sein Leben verloren gegeben ...

„Gestehen Sie nur eines, Doktor“, unterbrach hier Jemand. „Ich weiß zwar, daß Sie ein sogenannter Freigeist sind und daß Sie gewöhnlich nicht beten. Wir sind übrigens Alle keine Rosenkranzhersager ... aber in solchen Augenblicken der Gefahr ... gestehen Sie, Doktor, daß Sie während jenes Sturmes, als Sie sich verloren glaubten — und wär's nur ein Sekundengebet gewesen — den Himmel um Rettung angefleht haben!“

„Das habe ich nicht gethan. Mein Glaube schließt alles Beten aus.“

„Auf dieses Wort hin, lieber Doktor, erbitte ich mir einen Vortrag“, sagte ich.

„Von Herzen gern. Menschen, die im gewöhnlichen Leben nicht beten, giebt es zu Tausenden — Derjenige, der mich vorhin interpellirte, gehört wohl auch dazu; Solche, die dieses von sich eingestehen, sind schon seltener, und am seltensten die, welche für diese Unterlassung eine Begründung anzugeben wissen. Wer das Gebet für gut und heilsam erkennt und dennoch aus Gleichgiltigkeit, aus Faulheit, aus Andachtsmattigkeit zu beten unterläßt, der macht sich in meinen Augen einer argen Sünde schuldig. Wer aber weiß, warum er nicht betet, wer es für nutzlos und lästerlich erkennt, die Gottheit mit Bitten

anzugehen, der wird dies auch im Meeressturm nicht thun und dem geschieht gröbliches Unrecht, wenn er darum geschmäht und geächtet wird. Jedes Thun und Lassen, heißt es, das auf Ueberzeugung beruht, hat auf die Achtung Aller — auch Andersdenkender — Anspruch. Und um dieses Recht auf Achtung für mich und meine Gesinnungsgenossen zu vertreten, nehme ich die Gelegenheit gerne wahr, mit dem verlangten Vortrag diese Sache zu erläutern und will nun die Gründe auseinandersetzen, aus welchen unsere Gebetlosigkeit nothwendig folgt."

Und den Rednerplatz einnehmend, begann der Doktor nach kurzer Sammlung also:

„Um beten zu können, um das zu können, was Sie beten nennen, sind zwei angenommene Glaubensartikel nöthig: der Glaube an Wunder und der Glaube an einen guten und bösen Geist. Das Wunder wird vom guten Geist verlangt, auf daß er durch seine Macht die Macht des bösen paralysire. Um ein Unglück von mir abzuwenden, das mich sonst ereilt hätte, um mir ein Glück zu gewähren, das mir sonst nicht zugefallen wäre, muß es jedenfalls zwei Mächte geben: nämlich diejenige, die mir das Unglück schicken oder das Glück verweigern wollte, und diejenige, welche — durch mein Bitten hierzu bewogen — die feindlichen Bestimmungen aufhebt.

Wenn man aber — wie ich es thue — und die große Mehrzahl der Gebildeten mit mir — an eine einheitliche Weltmacht glaubt, welche ihr erhabenes Werk durch ihren einzigen, von Hölle und Teufel unbehelligten, unabänderlichen Willen vollführt, so kann man logischer Weise nicht versuchen wollen, durch sein Gebet eine Willensänderung zu erreichen. — Der Sturm, der mein Schiff zu Grunde zu richten droht, er ist von derselben Macht entfesselt, von der ich jetzt Rettung begehren würde; die Gefahr, in der ich schwebe, kommt von den unverbrüchlichen Gesetzen her, denen zufolge das Schiff unter gewissen Umständen zerschellen m u ß — in diesem „muß" liegt eben die Gefahr — und ich sollte verlangen, daß unter denselben Umständen das Schiff unversehrt bliebe? das heißt, ich sollte ein Wunder verlangen, von Gott erbitten, daß er aufhöre, das Gewollte zu wollen? Ich sollte mir einen Gott vorstellen, der die A b s i c h t hatte, mich zu vernichten und der diese Absicht in einer Rührungsanwandlung wieder aufgiebt?

Oh über diesen Anthropomorphismus — oder wenn Ihnen dieses Wort zu griechisch klingt — oh, über dieses Unterschieben menschlicher Kleinlichkeiten bei dem Begriffe „Gott". Eine unausgeführte Absicht — ein verändertes Vorhaben: welch menschlich schwache Vorstellungen! Mein Glaube, derselbe, von dem ich sagte, daß er das Beten ausschließt, kann sich eine göttliche Absicht nicht anders denken, als mit der Ausführung identisch. „Dein Wille geschehe" brauchen wir nicht erst zu beten — das geschieht auf jeden Fall; aber alle die Millionen Gebete, die täglich zum Himmel flehen, verlangen einstimmig: Dein Wille geschehe nicht! Dieser Wille hat dekretirt, daß der Sturm sich erhebe und der an Bord Knieende begehrt, daß dieser selbe Wille — denn einen anderen, höheren giebt es nicht — dem Sturm gebiete, sich zu legen; dieser Wille hat es eingesetzt, daß ein gewisses Krankheitsagens den betroffenen Organismus auflöse, und der um Heilung Betende verlangt, daß diese Wirkung nicht eintrete. Er verlangt das Wunder — nämlich die Aufhebung ewiger Gesetze ....

Und für wen, für welche Zwecke wagt der Vermessene solchen Umsturz zu begehren? Für sich, für das verschwindende Nichtspünktchen, das er ist — er glaubt, der Gottheit sein Interesse als den Hebel einer Weltumwälzung vorschlagen zu dürfen. Und um was bittet der Sturmbedrohte? — um das Leben. — Als ob in den Augen der Weltmacht, die tausend Trillionen Tode zu ihrer Weltordnung braucht, die Geschlechter, Nationen, Arten, Erden, Sonnen sterben läßt, das Leben ein Gut bedeutete und das Sterben ein Uebel? Wäre Ein erhaltenes Leben als eine göttliche Wohlthat anzusehen, so müßten ja die zahllosen Todesfälle göttliche Massenmorde sein? Wie? ein Theater steht in Flammen, die hinausströmende Menge wird erdrückt — eine einzige aufgerissene Thür würde genügen, um Alle zu retten — und Gott macht dieses Wunder nicht? In einem anderen Theater — wie neulich in England — drängen Tausende von Kindern, davon ein jedes seinen Schutzengel hat, die Treppe herab, einander zertretend und zermalmend — und wieder reißt kein einziger der Schutzengel die Thür auf? Eine Insel wird von vulkanischen Feuern zerklüftet, es spaltet sich die Erde, die Berge speien brennende Blöcke, die menschlichen Wohnorte werden verschüttet, Tausende gehen unter unsäglichen Qualen zu Grunde .... Einige hundert

bleiben am Leben; diese glauben, daß sie der Gegenstand eines rettenden Wunders gewesen und preisen Gott dafür. Sie insultiren den so Gepriesenen durch die Voraussetzung, daß er — rettenkönnend und rettenwollend — nicht könnend genug war, um den Elementen Ruhe zu gebieten, nicht wollend genug, um Alle zu retten.

Daß der Schrei um Erbarmen nicht immer gehört wird, läßt sich nur damit erklären, daß er nie gehört werden soll. „Das Gesetz habe seinen Lauf" war das gleichzeitig mit „Es werde Licht" gesprochene Schöpferwort. Seit die Welt steht, ward nicht um eine Linie breit davon gewichen. Nicht durch all' die Dinge, die unter uns Menschen walten — Grausamkeit oder Mitleid, schwankendes Nachgeben und Milde, Rache und Gnade — nicht durch solche uns verständliche Mittel wird die Welt regiert, sondern durch eine unwandelbare Kraft, an die unser Begriff nicht heran reicht, die aber zum Ergebniß den Prachtbau des Universums hat — in welchem das Leben und Sterben der Menschenkinder weniger bedeutet, als auf unserer Erde das Leben und Sterben einer Bakterie.

Der Glaube an den Teufel und dessen Macht ist so ziemlich aus dem Zeitbewußtsein geschwunden; ebenso der Glaube an die Wunder. Der Glaube an die Berechtigung und Wirksamkeit des Gebetes jedoch — obgleich auf die obigen Voraussetzungen gestützt — steht noch aufrecht. Zwar lebensmatt, da die meisten, die das Gebet anerkennen, selbst nur selten beten. Aus den genannten Wurzeln — Wunder- und Satansglaube — hervorgesproßen, entfaltet sich als Blüthe das Gebet. In manchen Geistern, wo die Wurzeln bereits ausgerissen, duftet die Blüthe noch.

Solcher Phänome entwurzelter Geistesblumen, die noch ein Scheinleben fortführen, giebt es gar viele unter uns. So z. B. entstand durch das Vertrauen in die Gottesgerichte der Zweikampf; heute glaubt Niemand mehr, daß im Duell der Sieg auf die Seite des Rechtes fallen muß, dennoch lebt das Duell als Ehrensatzung fort. Die Ursache hat aufgehört, die Folge besteht noch eine Zeitlang weiter. Das ist eine in der ganzen materiellen und ideellen Welt verbreitete Erscheinung. In den Organismen finden wir die sogenannten „rudimentären" Gebilde — nämlich die nutzlos gewordenen Reste vorzeitlicher Anpassung an nunmehr verschwundene Umgebungsverhältnisse. Dasselbe zeigt sich im Geistesleben,

wo Ansichten, Gebräuche, Redensarten, Urtheile u. s. w., die aus nicht mehr existirenden Umständen hervorgegangen sind, ihr Dasein noch weiter fristen. Freilich ist dieses Dasein weiter nichts als eine Agonie; aber letztere ist so lang, daß deren Dauer von mehreren Generationen durchschritten wird, welche gar nicht bemerken, daß diese immer schwächer werdenden Athemzüge eigentlich nur Todesseufzer sind.

Soll ich Ihnen zeigen, meine Herren, daß das Gebet, welches ringsum so sichtbar lebt — welches überall noch seine Büchereien, seine Diener, seine Tempel hat — doch auch schon schwächer Athem holt? Lassen wir das Beten der Einzelnen ganz bei Seite; obwohl auch dieses immer lauer und immer vereinzelter wird, so genießt es stillschweigend Achtung; aber sagen Sie mir, wie steht es um das Ansehen öffentlichen Betens? Wie denken die Gebildeten von einer Prozession, welche, um trockenes oder nasses Wetter zu erreichen, Litaneien absingt? Wer glaubt, daß die Wallfahrt zum Eremitenkreuz am Vesuv, welche nach dem Erdbeben von Ischia ein Priester in Torre del Greco veranstaltete, um eine etwaige Zerstörung Neapels zu verhüten, diesen Zweck erreichen wird? Welche Regierung würde es heute noch wagen, zur Abwendung einer Epidemie allgemeine Bet- und Fasttage zu verordnen? Wer würde gegen die Verheerung der Phylorera dieselbe Hilfe suchen, welche die Berner im Jahre 1479 gegen die Engerlinge angerufen? Die Rathsherren von Bern wandten sich nämlich an ihren Bischof, der hierauf auf den Dörfern durch die Pfarrer folgendes Monitorium vertheilen ließ: „Du unvernünftige, unvollkommene Kreatur! Deines Geschlechts ist nicht gewesen in der Arche Noah. Im Namen meines gnädigen Herrn und Bischofs, bei der Kraft der hochgelobten Dreifaltigkeit und bei dem Gehorsam gegen die h. Kirche gebeut ich euch allen und jedem, in den nächsten sechs Tagen zu weichen von allen Orten, an denen entspringt Nahrung für Menschen und Vieh." Im Fall des Ungehorsams wurden die Engerlinge auf den sechsten Tag Nachmittags 1 Uhr vor den Richterstuhl des Bischofs nach Wiflisburg geladen. Sie erhielten noch einen Aufschub. Dann erging eine zweite Citation, und da die Engerlinge auf nichts hören wollten, erfolgte die Exkommunikation: „Wir Benedikt von Monferrand, Bischof von Lausanne 2c. graviren und beladen die schändlichen Würmer und bannen und verfluchen sie im

Namen u. s. w." Hierauf befahl die Regierung von Bern, daß ihr über den Erfolg Bericht erstattet werde. Derselbe fiel aber ungünstig aus.

Sie werden mir zugestehen, daß solche öffentliche Manifestationen, solch allgemeines Anrufen himmlischen Fluchs oder Segens in Sachen der Naturereignisse, heutigen Tages den Stempel der Unwissenheit an sich trägt und unmöglich auf die Theilnahme der intelligenten Gesellschaftsklassen rechnen könnte. — Nun frage ich aber: was ist an sich Bedenklicheres und Unwissenderes in einer Vereinigung von tausend befohlenen Gebeten als in jedem einzelnen, freiwilligen? Entweder kann die Bitte heilsam sein, dann ist's auch gut, daß sie öffentlich angeordnet und gemeinsam ausgeführt werde; — oder sie ist nutzlos und auf den Gang der Naturereignisse ohne Einfluß, dann ist die stille Bitte des Einzelnen ebenso aussichtslos und kindisch. Welchen Unterschied giebt es zwischen fünfhundert Bauern, die einen Regenguß erbitten — die daher die Strömung der Passatwinde, die gesetzmäßige Bewegung der sonnenstrahlgewärmten, der eispolgekühlten Atmosphäre durch Psalmengesang zu Gunsten ihres Ackerfeldes umzulenken wähnen — und dem am Bord des schwankenden Schiffes Knieenden, der mit seinem Stoßseufzer die Gewalt des Sturmes von sich abzuwenden hofft? In wie fern ist es unsinniger, dem Engerling zu fluchen, als zu glauben, daß eine Segensbitte unsere theueren Kranken vor der Wirkung eines Giftpilzes schützen kann?

Woher kommt es also, daß Viele, welche den öffentlichen, wunderverlangenden Bittgang abergläubisch nennen, im stillen, nicht minder wunderverlangenden Gebet des Einzelnen den darin enthaltenen Aberglauben nicht sehen? Das kommt von der ganz einfachen Thatsache her, daß das schwachsichtige Auge eine kompakte Masse deutlich wahrnimmt, während es deren einzelne Theilchen, sobald diese zerstreut sind, nicht mehr ausnehmen kann. Es versteht sich aber, daß eine komprimirte Masse nur dann einen bestimmten Gesammteindruck giebt — sagen wir z. B. den Eindruck der rothen Farbe —, wenn die einzelnen Theilchen auch einen — noch so blassen röthlichen Farbstoff enthalten; und so muß dem Verächter der Prozession schon ein leises Mißtrauen gegen das Einzelgebet, schon ein glimmender Glauben an die Unverrückbarkeit der Naturgesetze innewohnen, sonst

würde ihm — gleich dem Berner Bürger von 1479 und dem wallfahrtenden Bauer aus Torre del Greco — die kompakte Menge der vereinigten und befohlenen Gebete nur desto imposanter und vertrauenerweckender erscheinen.

Allem Gewußten und Erkannten gegenüber verstummt das Gebet und erwacht die That. Das bigotteste Mütterchen — wenn es erfährt, daß sein Sohn ein Gift geschluckt hat, als dessen Gegengift ihr Milch bekannt ist — wird keine Zeit mit einem Kirchgang verlieren, sondern eilig den Milchnapf holen. Ist Einer ins Wasser gefallen, so wird der am Ufer stehende Freund — wenn er auch eben von einer Wallfahrt käme — nicht beten, daß der Versunkene nicht ertrinke, sondern wird ihn herausziehen; wenn eine Dampfmaschine zu springen droht, so stürzt sich der Maschinist nicht auf den Rosenkranz, sondern auf das Ventil. Niemand wird sich dazu hergeben, zu beten, daß ein im kochenden Wasser liegendes Ei nicht hart gesotten werde, oder daß ein in die Luft geworfener Stein nicht herabfalle — weil das alles Dinge sind, von denen die Leute wissen, daß sie so sein müssen. Nur für Vorgänge, die sich hinter einem von ihnen nicht gelüfteten Vorhang abspielen, rufen sie die göttliche Einmischung herab. Dieser Vorhang aber ist die Unwissenheit, und wo der seine finsteren Falten entrollt, kann der Davorstehende nicht helfen und fällt betend auf die Kniee. Je weiter das Wissen vorschreitet, desto klarer wird es, daß jeder Sturm und jeder Regenschauer zu den in den Naturgesetzen begründeten Dingen gehört, daß jede Krankheit ein Vergiftungsprozeß ist, daß jede Ursache ihre Folge unfehlbar nach sich zieht — und diesem Erkannten gegenüber rüstet sich die schützende That. Je mehr Dinge dem müßigen Gebet entrückt worden sind, desto höher steht die Kultur, desto größer ist das Maß der abgelenkten Uebel und der erreichten Wohlthaten.

Jetzt weiß ich, was mir eingewendet werden soll. Derjenige, der mich vorhin einen „sogenannten Freigeist" schalt, wird sich hinter eine Verschanzung zurückziehen, von welcher aus er das Gebet als ideale Erhebung des Gemüths vertheidigt und spricht: „Nicht um Wunder soll gebeten, sondern zu Gott gebetet — d. h. mit voller Fügung in Seinen heiligen Willen die Seele in Liebe und Andacht bis zu ihm erhoben werden." — Vor Allem aber mache ich Sie aufmerksam, Verehrtester, daß Ihre ursprüngliche Phrase

lautete: „Gestehen Sie, Freigeist, in der Stunde der Sturmgefahr hätten Sie gebetet!“ Dieses Gebet, welches Sie mir da zumutheten, wäre ganz einfach eine Bitte um ein persönlich an mir zu verübendes Wunder gewesen und in Ihrer Ausdrucksweise lag der von frömmlicher Seite uns so oft wiederholte Warnungsruf: „Warte nur, du Hoffärtiger, in der Stunde der Angst wirst Du schon zu Kreuze kriechen.“ Und in der That, bei Solchen, die nur halb und dunkel wissen, warum sie nicht beten, bei Solchen schwinden in dem furchterregten Gehirn die noch nicht klar und fest gewordenen Begriffe, und ein alter, aus der Kindheit überkommener oder von der Ahnenreihe ererbter Glauben taucht wieder hervor, und der Bedrängte fleht den Himmel um Rettung an. Dieser Angstschrei ist jedoch nicht als ein Triumph der Frömmigkeit, sondern eben nur als ein — Angstschrei anzusehen.

Nun will ich Ihnen aber in die vorerwähnte Verschanzung folgen und Ihnen da die Hand zum Frieden bieten. Wenn Sie aus dem Gebet den Begriff Bitte streichen, so ist meine Disputation mit Einem Schlage abgebrochen — denn nur gegen diesen Begriff waren meine Einwendungen gerichtet. Wenn Ihnen daran liegt das bloße Wort, aus dem Ideenkreis, in dem es entstanden, in einen anderen hinüberzuretten, so habe ich nichts dagegen. Dieses Verfahren gehört mit zur Geschichte der Geistesformation. Alte Worte werden zur Bezeichnung neukeimender Begriffe noch mitgeschleppt, denn ein neues Wort kann erst entstehen, wenn die Gedankenkeime vollends aufgegangen sind. So auch in unserem Fall! Eine neue Frömmigkeit regt sich in den Seelen, welche den alten Wunderglauben abgeschüttelt haben, ein neues Strahlenbild göttlicher Herrlichkeit geht uns inmitten der laufberechneten Gestirne auf — aber so lange wir noch keinen Namen für die bewundernde Andacht haben, die uns bei den Gedanken an die neuerfaßte Größe erfaßt, so lange mögen wir immerhin diesen Schwung des Geistes mit dem Namen „Gebet“ versehen. In diesem Sinne ist jeder Drang nach Wahrheit, jede Lust am Schönen, jede Regung des Guten ein Gebet. In diesem Sinne muß arbeiten, denken und lieben auch beten heißen — und in diesem Sinne sage ich Ihnen Allen mit Inbrunst: „Oremus, fratres!“

XII.

Nochmals das Gebet.

„Sie müssen mir schon erlauben, meine Herren," — sagte Doktor Hellmut, indem er vom nebenstehenden Tische einige Briefe zur Hand nahm — „daß ich heute auf ein bereits besprochenes Thema zurückkomme. Einer unter Ihnen muß die Indiskretion begangen haben, meine vorige Rede über das Gebet zu veröffentlichen, denn es sind mir darüber „Stimmen aus dem Publikum" zugekommen — beifällige und widersprechende: solche, die mir „Bravo" und andere, die mir „Anathema" zurufen. Ersteren kann ich nur einfach danken; den letzteren gegenüber nur einfach schweigen. Da, wo der Anschauungskreis ein diametral entgegengesetzter ist, hört aller Meinungsaustausch auf, und wenn der Fanatismus das Wort führt, ertönen nicht mehr Argumente, sondern — Schlachtrufe.

Aber unter den mir zugekommenen Stimmen giebt es auch solche, die in ruhigem Tone ihre abweichende Meinung vertreten, die sich auf das allgerechte: Audiatur et altera pars berufen und deren Einwendungen ich Ihnen nur zur Kenntniß bringen will. Es befinden sich in Ihrer Mitte gewiß auch manche, die mir im Innern widersprachen und denen es angenehm sein wird, diesen Widerspruch ausgedrückt zu hören; und jenen wieder, die mit meinen das letzte Mal ausgesprochenen Prinzipien einverstanden sind, wird es lieb sein, wenn ich — an nachfolgende Mittheilungen anknüpfend — diese Prinzipien noch weiter zu begründen suche. Hören Sie also an:

Herr A. Meyer (der Name kommt mir so bekannt vor — ich muß ihn schon einmal wo gehört haben) schreibt:

„Ich will versuchen, die Punkte nacheinander, wie sie in besagtem Artikel angeführt waren, zu widerlegen.

„Es war also zuerst gesagt, daß jeder, der betet, an Wunder und an einen guten und bösen Geist glauben muß. Daß dies vollkommen unbegründet ist, beweist Folgendes: Das Schiff, von welchem die Rede ist, muß bei einem Sturm allerdings unter gewissen Umständen zu Grunde gehen; jedoch ist es ganz und gar unnöthig, daß alle Passagiere dabei ihr Leben verlieren, sondern sie können auf eine ganz natürliche Weise gerettet werden, wie es ja auch oft geschieht.

(Ich unterbreche den Text, um darauf aufmerksam zu machen, daß „auf natürliche Weise“ im gewöhnlichen Sprachgebrauch eben den Gegensatz von göttlicher Einmengung bedeutet — wird ja doch in allen anläßlich verfehlter Attentate oder sonstiger überstandenen Gefahren dargebrachten Dankgebeten hauptsächlich die „wunderbare Errettung“ gepriesen.)

„Was nun speciell das Gebet anbetrifft, so wollen wir nicht, daß Gott in einer „Rührungsanwandlung“ uns unversehrt erhält, sondern daß er dies thut, weil er nur den Sünder, welcher nicht bereut und nicht betet, vernichten will. (?) Wenn also Jemand bei einem Schiffbruche um seine Rettung betet, so verlangt er keineswegs für sein „verschwindendes Nichtspünktchen“ ein Wunder, sondern er b i t t e t nur, daß Gott ihn auf irgend eine natürliche Weise rette. Was das anbelangt, daß Gott in einem brennenden Theater, trotzdem viele Menschen darum in der Noth zu ihm bitten, nicht eine Thür offen läßt, durch welche sie sich retten könnten, so behauptet ja niemand, daß er durch sein Gebet ein Unglück abwende, sondern er hofft es nur, und ich glaube, er sieht dem Uebel muthiger und gefaßter entgegen, wie jemand, der nie zu Gott betet.

„Die Behauptung, daß das Duell, ebenso wie das Gebet, Ueberbleibsel von dem Glauben an Gottesgerichte und an gute und böse Geister sind, ist völlig unbegründet, denn selbst derjenige, welcher sich duellirt, wird nicht glauben, daß er dadurch seine Ehre wiederherstellt, sondern er wird nur einen schon oft gerügten Gebrauch erfüllen, von

dem er selbst nichts hält und durch den die Meinung seiner Mitmenschen nicht im geringsten über ihn geändert würde. Vielleicht thut er es auch nur, um sich rühmen zu können, daß er sich duellirt habe, während niemand betet, weil dies ein altes Herkommen ist, oder weil er sich dessen rühmen will, sondern weil er die Ueberzeugung hat, daß er durch sein Gebet vielleicht ein Uebel abwenden kann.

„Es wird allerdings jeder, dessen Freund ins Wasser gefallen ist, diesen zu retten suchen, ohne vorher ein Gebet zu sprechen, aber indem er rettend beispringt, wird er beten, oder doch wenigstens Gott anrufen, indem er seinen Namen ausspricht.

„Der Begriff „Bitten" kann also ruhig in dem Worte Gebet bleiben und trotzdem wird der größte Theil der Menschen zu Gott beten, daß er sie aus Gefahren errette, ohne daß sie dabei an Wunder oder gute und böse Geister glauben."

Ich werde es nicht wie Herr Meyer thun und jeden einzelnen Punkt seines Briefes zu widerlegen trachten, denn das würde mich zu weit führen. Zudem gebe ich ja gern zu, daß einige seiner Behauptungen ganz richtig sind; nur kann ich dieselben nicht als Einwand gegen meinen inkriminirten Vortrag gelten lassen, da derselbe durchaus nicht darthun wollte, daß nur von Wundergläubigen gebetet wird, oder daß überhaupt nicht gebetet werden soll, sondern nur die Gründe anführen, welche Menschen, die nicht beten, zu dieser Unterlassung bestimmen. Was Herr Meyer sagt: „Man betet, weil man die Ueberzeugung hat, daß man dadurch vielleicht ein Uebel abwenden könne", ist ja ganz wahr; aber ich sprach im Namen derer, für welche dieses „vielleicht" eben nicht besteht. Auch habe ich nie behauptet, daß man sich heutzutage noch duellire, um sich einem Gottesgericht zu unterwerfen, sondern habe im Gegentheil konstatirt, daß das Duell den Glauben, auf welchem seine Entstehung fußt, noch überlebt; gerade so wie bei Herrn Meyer und unzähligen Andern, die von Gott verlangen, auf „natürliche Weise" gerettet zu werden, das Gebet den Glauben an Wunder überlebt hat.

Ich finde übrigens letztere Einschränkung der Allmacht gegenüber höchst überflüssig. Wenn ich schon annehme, daß die höchste Gewalt sich auf mein Flehen herbeiläßt, in die Ereignisse einzugreifen, so hieße es den Begriff

„Allmacht" wieder aufheben, wenn ich mir eine Grenze des Natürlichen dächte, innerhalb welcher die begehrte Hilfe geleistet werden muß. Darauf wird mein Gegner vielleicht antworten: Die Allmacht könnte wohl die Naturgesetze umstoßen, sie will es aber nicht. In diesem Satze liegt eine der Naturwissenschaft gemachte Konzession; eine Konzession, welche genügt, um in manchen Geistern das Gebet noch neben der Kenntniß der Naturgesetze fortbestehen zu lassen; aber dieselbe wurde erst nachträglich gemacht. Der Ursprung des bittenden Gebets datirt von einer Zeit, wo die Menschheit noch keine Ahnung von einer unverrückbaren Gesetzmäßigkeit des Weltganges hatte, wo jedes einzelne Ereigniß dem jeweiligen Machtgebote des anzuflehenden Gottes oder Götzen zugeschrieben wurde. Nur dem Glauben, daß jeder Todesfall, jeder Donnerschlag, jedes traurige oder glückliche Ereigniß eine besondere That der waltenden Macht sei, konnte der Gedanken entspringen, jener Macht mit erhobenen Händen zuzurufen: „Thue dies!" und „Thue dies nicht!" Daher auch des Jonas vermessenes Gebet, die Sonne (oder die Erde, da er den Vorgang verwechselte) möge stille stehen. Bin ich weniger vermessen, wenn ich flehe, daß meine Krankheit ihren Lauf einhalte — und wird mein Gebet darum frömmer, weil ich — in Anbetracht der medizinischen Wissenschaft — mir dabei denke, Gott solle die Heilung durch natürliche Mittel bewerkstelligen, für mein Fieber Chinin — für meine Blutarmuth Eisen herbeischaffen? Wenn die Vernunft den Begriff Allmacht festhalten will, so darf sie daneben nicht die Vorstellung eines angewandten „Mittels" dulden. Gottes Willen kann zu seiner Erfüllung nichts anderes brauchen, als sich selbst; derselbe ist daher in den Augen des konsequenten Beters allstündlich eines Wunders fähig, und dem Nichtbeter offenbart er sich überall als unverrückbares Gesetz. Bei letzterer Auffassung flammt in unserer Seele eine ehrerbietige Begeisterung auf, aber — die Bitte verstummt. Das nennen unsere Gegner nun Hoffahrt, Kälte, Sünde — sie zählen uns verdammend oder mitleidig zu jenen Verstockten, „die nie zu Gott beten", denen es daher in Stunden der Gefahr an Muth und Fassung fehlen muß — weil es ihnen überhaupt an jeder Tugend gebricht. Wir aber wissen, daß es nicht Stolz, sondern Demuth ist, die uns von der Anmaßung abhält, für unser Wohl den

Umsturz der Weltordnung zu verlangen, indem wir Gott um Einmischung in unsere Schicksale anrufen — eine Einmischung, von welcher übrigens die gesammte menschliche Erfahrung auch nicht ein erwiesenes Beispiel aufzuweisen hat.

Kurz, wir denken so verschieden, unsere Standpunkte sind so entgegengesetzter Art, daß auch eine Verständigung zwischen uns und der altera pars nimmermehr zu hoffen ist — und schriebe Herr Meyer statt eines kurzen Briefes einen langen Vortrag, und replizirte ich — statt mit diesem langen Vortrag — mittels eines ganzen Buches.

Noch trostloser stehen meine Aussichten auf Vereinbarung mit der Schreiberin des folgenden Briefes, denn diese stellt sich auf den konfessionellen Standpunkt, und damit sind von vornherein aus der Diskussion alle Folgerungen ausgeschlossen, die nicht von dem als Grundlage aller Wahrheit hingestellten christlichen Bekenntnisse ausgehen.

Meine Widersacherin schreibt:

„Ich bin weit davon entfernt, den Vortrag über das Gebet bekritteln zu wollen, denn nach meiner Ueberzeugung muß es jeder mit sich selbst ausmachen, ein guter Christ zu werden und dadurch die Anwartschaft auf das Jenseits zu erhalten. Ich gehöre weder der pietistischen, noch der orthodoxen Richtung an, aber meine Ansichten über das Gebet sind entschieden anderer Art. Ich halte das Gebet für eine der größten Segnungen des Christenthums und sehe dasselbe als eine wahre Gottesgabe an. In der jetzigen Zeit, wo der Materialismus und der Unglaube in einer wahrhaft erschreckenden Weise überhand nehmen, sollten gerade die „Gebildeten" darauf hinarbeiten, das Gebet wieder mehr und mehr in Aufnahme zu bringen. Ich habe im Leben recht viele trübe, kummervolle Tage durchgemacht — wie oft habe ich da die Kraft und den Segen des Gebetes kennen gelernt; war es mir doch manchmal, als fühlte ich Gottes Nähe und als deute er nach oben. . . ."

Nach einigen anderen in gleich schwärmerischem Tone gehaltenen Ausführungen citirt die Schreiberin einen Aufsatz des Freiherrn von Nordkirch, welcher von den „stillen Thälern und den Rosengärten des Kinderglaubens" spricht, „die er längst verlassen, um sein Glaubenszelt auf einsamer, kühler Höhe aufzustellen, über der aber auch Gottes Sonne

strahlt und Gottes Sterne flimmern". Vom Tode spricht derselbe Aufsatz als von „der glückseligsten Stunde, die dem Menschen auf Erden wird, wo er den letzten aufdringlichen Gesellen, den müden, alten Körper abstreift", und mit folgenden Worten schließt er ab: „Ich erinnere mich, wie der überaus geistreiche und scharfdenkende Professor Stahl vor der Matthäikirche in Berlin zu mir sagte: Ich bin durch alle Zweifel hindurchgegangen, habe mit allen meinen geistigen Kräften nach der Wahrheit gestrebt, und wissen Sie, was nach diesem jahrelangen Forschen ich für das Weiseste und Beglückendste halte? Fortan ohne Grübeln fest das zu glauben, was jede christliche Mutter den Kindern in der Kinderstube zu glauben lehrt."

Darauf läßt sich gar nichts mehr antworten, denn es wäre lächerlich, einen philosophischen Streit in der Kinderstube zum Austrag bringen zu wollen. Gerührt bleibe ich an der Schwelle stehen und bewundere das hübsche Bild der frommen Mutter, die — so gut sie es versteht — ihre Kleinen lehrt, den Sinn nach Oben zu richten, und alles Argumentiren ist vorbei. Nicht in Mißachtung, nicht etwa in Spott verstumme ich: überall da, wo ein aufrichtig bewegtes Herz für das Edle erglüht, offenbart sich ein Stück der wahrsten Religion, derjenigen Religion nämlich, die darin besteht, uns vom Bösen und Rohen loszuringen, von Hochmuth und Selbstsucht zu befreien. Was nun die Formen der Religion anbelangt, so müssen sie nothwendiger Weise je nach der Stufe der Erkenntniß, auf welcher deren Anhänger stehen, von einander verschieden sein: anders im indischen Alterthum, als zur Zeit der christlichen Märtyrer; anders im Geist des Dichters, als im Kopfe des Straßenfegers; anders am Studirtisch des freidenkenden Naturforschers, als in der protestantischen Kinderstube.

Wenn nun aus so verschiedenen Lagern die Meinungen hin und herfliegen, so kommt es zu keinem entscheidenden Ausspruch. Was das „Weiseste und Beglückendste" sei, das kann weder das Machtgebot des „überaus geistreichen" Professors feststellen — noch weniger vermag es mein schwacher Vortrag. Aber Jeder hat das — wenn auch vielbestrittene — Recht, zu sagen, was er für wahr und was er für falsch hält. Mir will es nicht „beglückend" erscheinen, wenn alle Errungenschaften des vorschreitenden, fesselabstreifenden Menschengeistes statt stolze Freude den

landläufigen Wehruf über den „jetzt in geradezu erschreckender Weise überhandnehmenden Materialismus und Unglauben" wecken; mich dünkt die Auffassung des Lebens keine frohe, daß die schönste Stunde auf Erden diejenige sei, wo man dies Jammerthal verläßt, und der Trübsale so viele sind, daß der einzige Trost darin besteht, den Himmel um — nimmergewährtes — Erbarmen anzuflehen. Weiser will es mir scheinen, wenn die Menschheit nach Kräften darauf hinarbeitet, das Unglück und Elend dieses Erdenlebens zu mindern, als wenn sie dafür nach Trost sucht: nur das Unabwendbare bedarf des Trostes — das andere verlangt nach Abhilfe. Zur Zeit der Scheiterhaufen und der Folter hat der Geist der Frömmigkeit viel gethan, die Opfer zu trösten; aber der Geist der Forschung war es, der Scheiterhaufen und Folter abgeschafft. Mögen diejenigen, die im Gebet Hoffnung auf Erhörung und dadurch Muth und Erhebung finden, so viel als möglich beten; ich habe gewiß nicht erwartet, daß auf meine Dissertation hin auch nur ein einziges der rings auf Erden gesprochenen Gebete verstumme — bloß für die ungesprochenen wollte ich die Motivirung zeigen. Des beifolgenden Briefes hätte es gar nicht bedurft, um mir die Wirkungslosigkeit meiner Rede klar zu machen und die mir darin zugeschriebene Absicht habe ich keinen Augenblick gehegt:

„Verwegener! Welch ein frevelhaftes Beginnen, die Menschen ihres schönsten Glaubens verlustig machen zu wollen, die Kinder vom himmlischen Vater abzulenken und im Namen jener Gottvergessenen zu sprechen, die niemals dasjenige thun, was doch die ganze Welt als das einzige Heilsmittel erkennt: beten! Glauben Sie, daß Sie durch Ihren Vortrag die Leute hindern werden, sich sonntäglich im Gotteshause zu versammeln und Morgens und Abends ihre Andacht zu verrichten?"

Nein, das glaube ich nicht. Institutionen, die im Boden der Jahrtausende wurzeln, mit einer vereinzelten Wortfolge schwankend machen zu wollen, das wäre nicht — wie mein Korrespondent es nennt — ein frevelhaftes, sondern geradezu ein lächerlich thörichtes Beginnen. Ich weiß auch zu gut, daß es die edelsten Gefühle der Menschen sind, die sich in den Stunden ihrer Andacht regen, als daß ich eine betend versammelte Menge, oder

einen mit Liebe und Vertrauen zu Gott gewendeten Gedanken mißachten wollte. Aber gegen die Mißachtung, welche Jene gegen die Nichtbeter hegen, sollte Protest erhoben werden. Diese Mißachtung ergiebt sich aus dem falschen Schlusse, daß statt der Tugendbestrebungen, welche das betende Gemüth erfüllen, im Gemüth des Andern nur Schlechtigkeit walte. Zu beweisen, daß obiger Schluß ein falscher ist, war Alles, was ich bezweckte — und sobald es Geister giebt, denen die Unmöglichkeit des erhörten Gebetes als evident erscheint, so ist es bewiesen, daß bei denselben die Unterlassung von etwas als vergeblich Erkanntem weder auf Tugend noch Untugend — sondern einfach auf logischem Zwang beruht."

XIII.

Büchner & Co.

„Haben Sie Büchners neueste Schrift schon gelesen — Theorien und Thatsachen aus dem naturwissenschaftlichen Leben der Gegenwart“ fragte unser Hausherr. „Da ist besonders das Kapitel über Dichtung und Wahrheit im thierischen Magnetismus . . .“

„Ah,“ unterbrach Einer achselzuckend, „vermuthlich wieder eine Kundgebung des berüchtigten Kraft-und-Stoff-Geistes — wieder so eine engherzige, anmaßende Welterklärung, welche alle erhabenen Mysterien der Schöpfung mittelst Materie und Mechanik wegeskamotiren will —“

„Ich lasse Sie reden, Verehrtester.“

„Sehr gütig, Herr Doktor. Aber so wie ich reden noch gar Viele. Es ist eine bekannte Sache, daß die wirklichen Gelehrten — Philosophen sowohl wie Fachmänner der Naturwissenschaften — sich von der schalen, oberflächlichen, jeder Tiefe und jeden Schwunges entbehrenden Methode fernhalten, welcher die Büchner & Co. anhängen.“

„Es genügt,“ sagte der Doktor, indem er aufstand und sich auf den Rednersessel begab. „Ich beabsichtige, meinen heutigen Vortrag der ebengenannten Firma zu widmen, und es ist überflüssig, daß Sie noch mehr der Ansichten vorbringen, welche von dem alten Handlungshause „Idealisten und Söhne“ zur Diskreditirung der Konkurrenzfirma, die sich erst seit Kurzem auf dem Platze niedergelassen, in Umlauf gesetzt werden.

Ich kenne die Phrasen auswendig. Die meisten Leute,

welche über Büchner urtheilen, haben seine Werke gar nicht gelesen, sondern haben ihn nur aus jenen Phrasen kennen gelernt und glauben nun, indem sie dieselben wiederholen, daß sie die Quintessenz der Büchner'schen Lehre aufgefaßt und zugleich — abgefertigt haben. Es ist da ungeheuer leicht, mit ein paar hingeworfenen Worten als gründlicher Kenner der materialistischen Verirrung und als ein darüber vollkommen erhabener, spiritualistischer Philosoph und Wissenschaftsfreund sich zu dokumentiren.

Wollen Sie ein Beispiel? Etwa so: Zuerst ein Achselzucken, wie mein Vorredner es ja auch anwendet. Dann: „Büchner? Ah ja — der Heißsporn, der Fahnenträger des Materialismus? . ." bei letzterem Worte drängt sich übrigens ein Adjektivum auf, es muß heißen: „des krassesten Materialismus . . . Herz, Geist in denselben Topf mit der Verdauung werfen . . . widerlich. — An die Stelle Gottes die neuen mathematisch bestimmbaren Götter Kraft und Stoff — brutaler Kultus . . . Die Lehre kalt, rauh und unwahr — unglaubliche Anmaßung: Hypothesen aufstellen, so hochphantastisch, daß sie die Wunder der Genesis noch überbieten . . . Uebrigens überwundener Standpunkt: kein wirklich gelehrter, kein wirklich denkender Mensch läßt sich noch von dem eine Zeit lang in der Mode gewesenen Schwindel bethören."

Nur zu! Je mehr ein Name, der als Träger eines gewissen Systems gilt, von den Feinden des letzteren geschmäht wird, desto mehr wird er mit diesem identifizirt, und wenn einst das System zur Allgemeingeltung gelangt, tritt der Name nur um so glanzvoller hervor. In der Gegenwart freilich müssen die „Fahnenträger" einer jungen Idee es sich gefallen lassen, in Acht und Bann erklärt zu werden. Des meisten zeitgenössischen Beifalls sind immer Solche sicher, welche einen vermittelnden Ton anschlagen, welche, indem sie die alten geheiligten Satzungen beibehalten, die neu entdeckten Thatsachen in alte Denkungsweise einzwängen wollen und die aus diesen Thatsachen hervorgehenden Schlüsse entweder ignoriren oder verächtlich leugnen; auch Solche, deren wissenschaftlicher Wahlspruch „vielleicht" heißt, und die bei zwei diametral entgegengesetzten Systemen bald dem einen, bald dem andern Recht geben, Alles, was dort und da gesagt wird, als „Hypothese" behandelnd, welche v i e l l e i c h t etwas Wahres enthält.

Ich habe erst neulich in einem gelehrten Buch aus dem Jahre 1632 geblättert, worin in diesem Vielleicht-Geiste die kopernikanische und ptolemäische Lehre einander gegenübergestellt werden. Der Verfasser hielt sich gewiß für einen sehr vorurtheilsfreien Mann, und die Mehrzahl seiner Leser hatte wohl größeren Respekt vor ihm, als vor den „Heißspornen" der kopernikanischen Ketzerei oder vor den ganz starren Anhängern des ptolemäischen Dogmas.

Neben der Klasse von Leuten, welche Ludwig Büchner vorwerfen, daß er der einzige Erfinder und Verbreiter des krassen Materialismus sei, und ihn als solchen für die ganze „Entgötterung", für alle rohe Genußsucht und materielle Gewinnsucht, für den Indifferentismus und Industrialismus unserer Zeit verantwortlich machen, giebt es wieder Andere, welche finden, daß er für die Wissenschaft eigentlich gar nichts geleistet hat. „Als Naturforscher," heißt es da, „hat ja Büchner gar keine Entdeckung gemacht; unmöglich läßt er sich mit jenen Gelehrten in eine Reihe stellen, welche die Wissenschaft um einen Fund, um ein Experiment, um ein formulirtes Gesetz bereichert haben; eigentlich ist er ein Kompilator, ein Zusammenträger fremder Errungenschaften, ein Verbreiter fremder Lehren. Das einzige ihm eigene in seinen Werken ist die Kraftstoffelei, nämlich seine anmaßende Methode, alle bisher entdeckten naturwissenschaftlichen Thatsachen auf materialistisch-mechanische Weise zu erklären."

Also weiter nichts, als die vorhandenen Theilchen von wissenschaftlich erkannter Wahrheit unter Einen Gesichtspunkt gebracht; das zerstreute Material zu einem Bau zusammengefügt; aus den Thatsachen die Idee losgelöst und die Masse der Ideen zu einem System gruppirt? . . . Mir will scheinen, daß dies eine ganz respektable Leistung abgibt — diejenige Leistung, welche die Krönung aller analytischen Vorarbeiten ist, nämlich der letzteren synthetische Uebersicht — mit anderen Worten: das Endziel aller Philosophie.

Aber da erheben die Büchnerfeinde noch lauteren Protest. Eher wollen sie ihn noch als Naturforscher, denn als Philosophen gelten lassen. Sämmtliche Hartmannianer, Hegelianer und Fichtianer — alle die „schlechterdings Immanenten" und „prädestinirt Harmonischen" und „absolut Transzendentalen" sprechen dem Verfasser von Kraft und

Stoff jede philosophische Bedeutung ab, da ja derselbe aller metaphysischen Spekulation die Fehde erklärt hat. Daß gerade hierin seine größte Bedeutung liegt, das wollen die wackeren Phrasendrescher freilich nicht einsehen. In das Nachteulennest ihrer phantastischen Weisheit wirft die Büchnersche Klarheit verderbliche Strahlen; aufgescheucht und krächzend fliegen die Schulkäuzchen auf, und sie gäben was darum, wenn sie die ihre Ruhe so gefährdende Laterne der naturwissenschaftlichen Denkmethode in Büchners Hand zerschlagen könnten . . .

Uebrigens, wer gegen die Lehren unseres Denkers streiten will, der möge — sofern er dieselben kennt — es immerhin thun. Weil ich in allen Stücken ihm beistimme, kann ich nicht verlangen, daß die ganze Welt ein Gleiches thue; was meine Entrüstung hauptsächlich hervorruft, ist jene unselige Manier, etwas Ungekanntes auf ein Schlagwort hin zu bekämpfen. Hier heißt dieses Schlagwort „Materialismus", und dasselbe wird auf Büchners System nicht nur aus Unkenntniß angewendet, es wird auch noch selber auf eine „krasse" Weise mißverstanden. Das, was im allgemeinen Sprachgebrauch als materialistisch gilt, das hat mit dem wissenschaftlichen Materialismus, den Büchner vertritt, nichts, rein gar nichts zu thun. Die Lehre, daß Kraft und Stoff — oder Geist und Materie — unzertrennlich, daß sie Eins seien, erhebt den Stoff nicht über den Geist, sondern vergeistigt das All, und die Weltanschauung der Büchner & Co. sollte überhaupt nicht mit jenem zu falscher Auffassung verleitenden Namen, sondern sollte von Rechtswegen als „Monismus" bezeichnet werden. Um diesen zu bekämpfen, muß man erst verstanden haben, was dies eigentlich ist, muß die einschlagenden Werke studirt haben — aber gegen „Materialismus", ein Wort, das die Vorstellung von Allem, was da roh, gemein, egoistisch, genußsüchtig, unmoralisch ist, hervorruft — dagegen kann jeder „ideal" angehauchte Schusterjunge losgehen.

Wer gegen Büchner loszieht — ob dies nun in schusterjungenhafter oder in gelehrter Art geschieht — ärgert mich noch lange nicht so, als Einer, der sich stellt, als wäre ihm dieser Name nur wenig bekannt. Und in der That, es giebt unter uns sogenannte Gebildete, welche von unserem großen Naturphilosophen so viel wie nichts wissen, während in Frankreich und England, in Rußland und Amerika dessen

Name ein ganz geläufiger ist. Zwar ist auch in Deutschland die Verbreitung von Büchners Werken eine sehr große, denn daß von dessen „Kraft und Stoff“ gegenwärtig die sechzehnte starke Auflage nothwendig geworden ist, deutet auf einen Erfolg, der wenigen wissenschaftlichen Büchern zu Theil wird; aber dennoch beklage ich mich, daß der Klang dieses Autornamens in seiner Heimath nicht so laut und mächtig ist, als er sollte. In Verhältniß zu den Ehren, welche Ludwig Büchner im Ausland erwiesen werden, wo man seinen Namen in einem Athem mit den größten des Jahrhunderts citirt, sollte er in seinem Vaterlande eine der gefeiertsten Berühmtheiten sein, und dieses seinen Stolz in ihn setzen. Aber der nationale Stolz auf ihre lebenden Autoren ist eine den Deutschen unbekannte Regung. Um ihre Geistesheroen befragt, werden sie immer wieder sagen: wir haben Schiller und Goethe, Humboldt und Kant. Auch wer Kant nicht gelesen hat oder nicht mit ihm übereinstimmt, wird dessen Größe nicht verleugnen; aber wer von einem mitlebenden Autoren nur eine Meinung vernommen hat, die der eigenen widerspricht, der ist schon bereit — trotz aller Erfolge, trotz aller Verdienste, die sich dieser Autor erworben haben mag — ihn ganz herunter zu machen oder zu ignoriren.

Solches Gebahren läßt man sich anderswo nicht zu Schulden kommen. In Frankreich z. B. ist der Respekt vor dem Talent ein so großer, daß die mit einem solchen Begabten der allgemeinen Bewunderung sicher sein können, was immer die philosophische oder politische oder sonstige Richtung sei, in deren Dienst das Talent sich bethätigt. Da sitzen in der Akademie ein Erzbischof und Renan nebeneinander; Philosophen von so verschiedener Schule, wie der Spiritualist Caro und der Positivist Littré, hatten wohl zwei verschiedene Parteien von Anhängern, aber jede Partei zollte dem Führer der gegnerischen die gebührende Achtung. Es giebt keinen noch so klerikal gesinnten Franzosen, der — wenn er in Renan auch den Antichrist sieht — nicht den Hut abnähme vor dessen Schriftstellergabe. Die Theorien der Gegner werden da bekämpft wie anderswo, aber an ihrem Ruhme wird nicht genörgelt; der litterarische Werth einer Arbeit findet ungeschmälerte Anerkennung auch bei Jenen, die der darin vertretenen Tendenz feindlich gegenüberstehen.

Bei uns ist das nicht so: die Bestrittenen haben da überhaupt kein Talent, — der Stil, die Kunstform, kommen gar nicht in Betracht. Wissen die Vernichter der Firma Büchner & Co. auch nur, daß deren Haupt ein Meister des Stils ist? Daß seine Schriften — ganz abgesehen von ihrem wissenschaftlichen und philosophischen Gehalte — litterarische Kunstwerke sind? Daß ihm somit auch von seinen Widersachern diejenigen Ehren erwiesen werden sollten, die dem großen Schriftsteller zukommen?

Aber wenn es gilt, eine unverstandene neue Gedankenrichtung todtzumachen, da ist hierzulande jede Waffe gut, und als eine der wirksamsten ergiebt sich die zur Schau getragene Geringschätzung, welche sich nicht nur auf das betreffende System, sondern womöglich auf dessen Träger erstrecken soll. Einem Solchen Talent zuerkennen? Das wäre doch ungeschickt. Ja nicht einmal die Integrität seines menschlichen Charakters darf man gelten lassen: da muß es z. B. ein für allemal festgestellt werden, daß die Büchner & Co. aus purer Geistesschwäche die Existenz des von der Materie unabhängigen Geistes leugnen; daß sie mit allen ihren niedern Instinkten an der Materie kleben, daher weder Ideale noch Sittlichkeit besitzen — kurz, daß sie schlechte Menschen sind. Schade, daß die Scheiterhaufen außer Gebrauch gekommen; dieselben bildeten den richtigen Abschluß einer solchen Anklagekette. Huß & Co., Giordano Bruno & Co. — denen hat man doch deutlich zu fühlen geben können, daß es mit ihrem Kredit schlecht bestellt sei ... Freilich sind mit ihnen selber die Ideen, die sie auf Lager hatten, nicht zugleich vernichtet worden ... aber es war doch eine Genugthuung, die man sich an den verhaßten „Materialisten“ von heute nicht mehr verschaffen kann.

Was sind nun aber die Grundideen der Büchnerschen Weltanschauung, durch deren Verbreitung der Untergang aller Ideale herbeigeführt werden soll? Man wird mir antworten, daß diese gefahrbringenden Prinzipien aus lauter Verneinungen bestehen: die Verneinung des Geistes, der Schöpfung, der Offenbarung, der Metaphysik, kurz aller unserer moralischen und intellektuellen Güter ... Und was wird uns dafür geboten? Todte Materie, blinder Zufall, Gehirnphosphor, Zellenbläschen und Urschleim!

Lassen Sie mich pausiren . . . Die eben ausgesprochene Wortreihe klingt mir selber so ekelhaft, daß ich mich fragen muß, ob es mir als anständigem und bravem Menschen — für den ich mich einigermaßen halte — nicht obliegt, jener „Materialenhandlung“ meine Kundschaft zu entziehen und fortan alle geistigen Einkäufe bei „Idealisten und Söhne“ zu besorgen? Da stehen im Preiskurant gar so schöne Sachen angekündigt: Unsterbliche Seele — angeborene Ideen — absolutes Recht — waltende Vorsehung — Tugend, Seligkeit, Geister, Engel . . . Und das alles so spottbillig: für ein paar Groschen Gläubigkeit . . .

Wenn man aber auch diese paar Groschen nicht besitzt — wenn man sich dagegen in die Werke der modernen Naturforscher vertieft und gelernt hat, die Welt im Lichte der Wissenschaft zu betrachten, dann erkennt man erst, daß die der Natur abgelauschte Wirklichkeit alle Phantasie und alle Spekulation himmelweit übertrifft; dann erst erscheinem einem die gegen Büchner & Co. geschleuderten, so pathetisch klingenden Anschuldigungen in ihrer ganzen Läppischkeit . . . Todte Materie! Im Gegentheil: nicht ein Stoffatom, das nicht von derselben Kraft durchdrungen wäre, welches alles Leben und Denken bewirkt —; blinder Zufall! Im Gegentheil: Alles lückenlose Verschlingung von Ursache und Wirkung —; das Ende aller Ideale und aller Philosophie! Im Gegentheil: die Aufstellung eines neuen Ideals, nämlich das der Humanität und des Fortschritts; das Aufdämmern einer neuen Philosophie, welche nicht mehr in unverständlichen Wortverrenkungen mit bloßen Abstraktionen jonglirt, sondern aus erkannten Thatsachen thatsächliche Erkenntniß schöpft, eine Philosophie, welche der Menschheit den Weg zur Eintracht, zur Freiheit und zum Glücke weisen will.

Denn was sind die praktischen Bestrebungen der Büchner'schen Lehre? Das ist der Konkurrenzfirma zumeist auch unbekannt — die Befreiung aller Unterdrückten, die Erlangung des Weltfriedens, die glückliche Lösung der sozialen Frage. „Freiheit, Wohlfahrt, Bildung für Alle“: das ist der Wahlspruch des Hauses Büchner & Co.

Und gerade so wie der Chef und die Kompagnons der beschdeten Firma, so sind auch ihre sämmtliche Kunden von einem gewissen Ideale beseelt, dessen Verwirklichung sie von dem Siege der monistischen Weltanschauung erwarten; und

daher ist ihnen jede neugewonnene naturwissenschaftliche Thatsache nicht nur um ihrer selbst willen, sondern vielmehr um ihrer Bedeutung willen interessant. Zellenbläschen, Eiweisklümpchen und dergleichen Dinge, von denen die „Spiritualisten“ mit Abscheu sich abwenden — wissen Jene auch, warum die Büchnerianer mit solchem Eifer davon erfahren wollen, und was sie zunächst darin erblicken? Nun denn, ich will es Ihnen sagen: Bausteine erblicken sie darin, welche für die Zukunftsmenschheit einen gar hehren Tempel aufrichten sollen, einen Tempel, auf dessen Giebelfront mit leuchtenden Lettern die Inschrift prange — oder, um dem merkantilen Stil dieses Vortrags treu zu bleiben, sagen wir — ein Waarenhaus, auf dessen Aushängeschild die Verkaufsartikel angekündigt seien: Erkenntniß — Menschenliebe — Lebensfreude.

XIV.

Nochmals: Büchner & Co.

Sie erinnern sich wohl, meine Herren, sagte der Doktor Hellmut, indem er sich auf den Rednersessel niederließ, daß mir anläßlich eines Vortrags, den ich Ihnen über das „Gebet“ gehalten, aus dem Publikum zahlreiche Erwiderungen zugekommen sind, von welchen ich einige zu Ihrer Kenntniß brachte.

Der gleiche Fall hat sich nun mit Bezug auf meine Büchner-Rede wiederholt und ich setze voraus, daß es Sie auch diesmal interessiren dürfte, wenn ich Sie mit einigen meiner beredten Widersacher bekannt mache. Die beifälligen Stimmen sind natürlich ganz kurz gehalten: „Mir aus der Seele gesprochen“ oder „Stimme Ihnen in Allem freudigen Herzens bei“ oder einfach: „Bravo!“ Ebenso lakonischen Stils befleißigen sich die wüthenden Gegner: „Schämen Sich sich! — wer wird in dieser ohnehin so in Materialismus versunkenen Zeit dem Apostel der Kraftstoffelei noch das Wort reden?“ Oder: „Aha — Materialist = Freimaurer = Humanitätsschwindler = sicherlich Jude — kennt man schon.“ Oder noch kürzer „Unsinn!“ Von einem Fräulein, Pastorstochter und Verfasserin von 17 Bänden Jugendschriften, erhielt ich siebzehn Seiten (an der Zahl 17 scheint diese Büchner-Feindin festzuhalten) eindringliche Bekehrungsversuche.

Von all' den Zuschriften will ich Ihnen vorerst die folgende mittheilen, weil dieselbe gegen meine Ausführungen einen Einwand vorbringt, der vielleicht Manchem aus Ihrer Mitte auch aufgestiegen sein mag, und mir dies eine

willkommene Gelegenheit bietet, allfällige Mißverständnisse wegzuräumen und einen begangenen Fehler — indem ich ihn bekenne — vielleicht wieder gut zu machen.

Herr H. P . . . hat mir folgende, ebenso höflich und klar ausgedrückte, als von seinem Standpunkt aus folgerichtig gedachte Erwiderung geschrieben:

Der Herr Doktor, welcher in seinem freien Vortrag in ebenso schwunghafter, wie fanatischer Weise die Lanze für Büchner & Co. brach, hat sich jedenfalls vom Rednersessel wegbegeben, und wird gestatten, daß Jemand — und zwar ein Verehrer des Büchnerschen Talents — sich erlaubt, ihm in aller Ruhe zu sagen, daß der Vorredner gerade den Hauptfehler begangen, welchen er an Anderen rügt. Es entrüstet ihn vor Allem, etwas Ungekanntes auf ein Schlagwort hin bekämpft zu sehen. Bei ihm nun heißt das Schlagwort Idealismus und wird von ihm in derselben krassen Weise mißverstanden, gerade so wie er das diversen Leuten bei dem Begriffe Materialismus in die Schuhe schiebt! — Es ruft nicht Entrüstung, aber Bedauern hervor, wenn ein so gewandter, geistvoller (oh, ich bitte . . .) Stegreifredner, wie der Herr Doktor, in solcher hartnäckigen Weise Idealismus mit Spiritualismus verwechselt — ein Fehler, der dem nur einigermaßen in die Grundbegriffe der Philosophie Eingeweihten sofort in das Gesicht springen muß. Daß der Vortragende den Begriff des Spiritualismus instinktiv zweimal an Stelle des Idealismus setzt, beweist, daß er seinen Fehler ahnt; aber wenn er schließlich seine ganze Offensive auf einen derartigen Irrthum, zur Persiflage des Idealismus, basirt, so muß er es sich auch gefallen lassen, wenn ein Kommis vom Hause „Idealisten und Söhne“ vom Redestuhl aus ihm beweist, daß er zwar seinen Büchner & Co. gut studirt haben mag, aber über die Hauptvertreter des Idealismus: Kant, Schopenhauer, in eben derselben Weise urtheilt, wie etwa ein Theolog oder Spiritualist über Büchner. Man braucht keinem bestimmten System anzugehören, um jedoch einig zu sein, über die Grundbegriffe: Idealismus, Realismus, Materialismus, Spiritismus oder Dualismus, denn gerade hierin kann eine Firma durch Verwechslung erheblich geschädigt werden.

Das ist's ja eben, was die Leute nicht sind: e i n i g über die richtige Bedeutung aller obengenannten „-ismen.“ Hier herrscht ja gerade die Heidenkonfusion, vor welcher ich den Büchnerschen — nämlich den wissenschaftlichen — Materialismus gegenüber den Angriffen des landläufigen — nicht des philosophischen — Idealismus gewahrt sehen wollte. Nicht die kleine Gruppe spekulativer Geister hatte ich im Auge, welche im Sinne der Kantschen Idealität von Raum, Zeit und Kausalität den Namen Idealisten sich beigelegt haben, sondern die ganz ungeheure Menge von Schwärmern, Gläubigen, Exaltirten, „Tiefinnersten“ und Anderen, welche sich darum mit dem betreffenden Namen betiteln, weil sie alles Uebernatürliche und Erträumte — im

Gegensatz zur positiven Wirklichkeit — als „Ideal“ betrachten und sich dazu bekennen. Meine Frau Base, welche an Träume und Ahnungen glaubt, antwortet mir — wenn ich sie über diese Schwäche zu Rede stellen will — mit zum Himmel erhobenen Augen: „Ach, mein Bester, darüber darfst Du nicht mit mir streiten — ich bin eben eine Idealistin!“ Jeder, der gern lyrische Gedichte liest, oder gar selbst solche verfaßt, der für sentimentale Musik schwärmt und sich in ästhetischen und moralischen Predigten gefällt, fühlt sich als „ideal angelegte Natur“ und beansprucht, unter die Idealisten eingereiht zu werden.

Das Mißverständniß, zu dem mein letzter Vortrag Anlaß gegeben und zugleich der Fehler, zu dem ich, durch meinen Nachredner aufmerksam gemacht, mich bekenne, liegt darin, daß ich nicht ausdrücklich betont habe, meine Angriffe seien nicht gegen die in der Zunftsprache als Idealisten bezeichnete Philosophensekte gerichtet, sondern auf alle Jene gemünzt, welche die Büchnersche Doktrin im Namen des „Ideals“ verpönen. Wie wenig die mit den üblichen Schlagwörtern verbundenen Begriffe genau abgegrenzt und wie wenig diese Abgrenzungen dem allgemeinen Verständniß vertraut sind, dessen ist sich mein Herr Widersacher wohl selber bewußt, da er es für nothwendig hält, die betreffenden Ausdrücke näher zu erklären, indem er fortfährt:

> Das Gegentheil von Materialismus ist nicht Idealismus, sondern Spiritualismus und beide gehören zum Realismus. Dieser allein ist der richtige Gegensatz zum Idealismus, indem letzterer die in Raum, Zeit und Kausalität ausgedehnte Welt nur als Objekt, in Beziehung auf das Subjekt, also als Erscheinung, bedingt durch das Vorstellende, annimmt, — während der Realismus, unabhängig vom vorstellenden Subjekt, die Welt für „an sich“ hält. Hierin allein liegt der Unterschied zwischen den Gegensätzen Idealismus und Realismus, nicht aber in der dualistischen Weltauffassung. Beide, sowohl der Idealist wie der Materialist, sind Monisten, und die Lehre von der Unzertrennlichkeit von Kraft und Stoff ist ja bei dem größten Idealisten A. Schopenhauer in oft wiederholter Weise zu finden, vor Allem: Welt als Wille und Vorst. B. II 351 fg. Parerga: II., S. 114. Man denke nur an den Satz bei ihm: „Kann die Materie zur Erde fallen, so kann sie auch denken!“ Die Trennung von Geist und Materie findet also nur beim spekulativen Spiritualisten statt, beim Idealisten handelt es sich nur um die Abhängigkeit der Welt vom erkennenden Subjekt! Wenn also der Herr Doktor dem Hause Idealisten und Söhne eine Waare, wie: unsterbliche Seele, angeborene Ideen, absolutes Recht, waltende Vorsehung, Seligkeit, Geister, Engel, Glauben u. s. w. unterschiebt, welche es nie führt, so zeigt sich seine Unkenntniß

über diese Firma evident, und daß er an die falsche Adresse: Spekulative Spiritualisten, gerathen ist, welche sich auch oft leider Idealisten nennen, aber Realisten sind. Gerade gegen diese das Schwert zu ziehen, wird ihm kein unabhängig Denkender wehren; wenn er aber vielleicht die stille Absicht hat, indirekt, durch falsche Subsumtion der Begriffe, den Idealismus zu bekämpfen, so möge er doch dieses hoffnungslose Gebahren lieber aufgeben, denn von einem derartigen Standpunkte ist demselben nicht beizukommen.

Hier bemerke ich erst, daß die Entgegnung doch nicht ganz so höflich ist, als mir anfänglich schien. Der „stillen Absicht" geziehen zu werden, daß man durch bewußte Fälschung der Begriffe ein gegnerisches System schädigen wolle ... Das wäre ja nicht nur ein hoffnungsloses Gebahren, das wäre, meiner Ansicht nach, eine Art dialektischer Schurkerei. Da aber diese Anklage mit „wenn — vielleicht" eingeleitet ist, so will ich die darin enthaltene Beleidigung nicht aufheben.

Das Folgende bekundet nun, daß unser Idealist, obschon er sich einen Verehrer des Gelehrten nennt, zu der Klasse Derjenigen gehört, welche den Philosophen Büchner nicht gelten lassen wollen. Er sagt:

Ist nun die Adresse, zu Gunsten des Idealismus, in „Spiritualisten und Söhne" geändert, so lassen wir alle Persiflagen gelten und werden stets dazu beitragen, Büchner & Co. gegen die Spiritualisten, alias Dualisten zu glorifiziren. Trotzdem aber müssen wir uns wehren, Büchner, ungeachtet seiner eminenten Verdienste, als Philosophen hinzustellen. Er bleibt, wie alle Empiriker, stets beim Objektiven und wir treten mit ihm in der unendlichen Kette der Kausalität, in der Unendlichkeit des Raumes und der Zeit das Rad, ohne in das Wesen der Sache zu dringen. Er nimmt die Welt als schon gegeben hin und stöbert nur in der kausalen Verknüpfung herum, Alles auf unerklärt gelassene, dunkle Naturkräfte und Stoffe reduzirend, ohne nach dem eigentlichen Was der Welt zu fragen. Jemand aber, der Raum, Zeit und Kausalität nicht als Vorstellungsformen ansieht, sondern für „an sich" bestehend hält, kann zwar für das „Wie" nach dem Satz vom Grunde viel leisten, aber als ein nach dem „Was" forschender Philosoph im eigentlichen Sinne darf er nie gelten. Wenn also bezüglich Büchner & Co. von dem Aufdämmern einer neuen Philosophie gesprochen wird, mit den Zielen: Weltfrieden, Humanität, Befreiung der Unterdrückten u. s. w., so ist dies zwar eine sehr schätzenswerthe Aufgabe, nur um Alles keine Philosophie.

Die Philosophie sieht ihre Aufgabe allein im Forschen, und zwar einzig in der Frage nach dem „Was" der Welt; aber praktisch zu werden und nach Zielen zu streben und Veränderungen durch Kombinationen hervorzurufen, ist nicht ihre Sache. Sie nimmt, auf objektiver Basis bleibend, das Problem nach dem Wesen der Welt auf, was aber nie allein durch Thatsachen und Empirie, wobei man ewig draußen bleibt, geschehen kann.

Die Ideale und Zukunftspläne der Büchner & Co. unterliegen also keiner philosophischen Kritik, sondern sind nur objektive Spekulationen und individuelle Kombinationen, wozu wir der Firma gute Geschäfte wünschen.

Es soll nur hiermit festgestellt werden, daß die Anschuldigungen des Herrn Doktors lediglich die Dualisten oder Spiritualisten betreffen, und ganz mit Recht. Niemand wird Büchners Verdienst schmälern, am wenigsten der Idealist. Man lese Schopenhauers „Wille in der Natur“, um sich zu überzeugen, wie der Idealismus fern von jedem Dualismus besteht, und fest auf der naturwissenschaftlichen Methode basirt, nur an der Realität der objektiven Welt, an sich, ohne Subjekt, zweifelnd.

Soweit Herr H. P. Hierauf entgegne ich nun Folgendes. Offenbar waltet auch da wieder eine gewisse Wort- und Begriffsverwechselung vor. Und zwar die Einzwängung des weiten Begriffes „Philosophie“ in den engeren „Metaphysik“. Wer die Empirie verläßt, um sich in die Höhen der Spekulation zu versteigen, der philosophirt wohl auch, aber er ist darum noch nicht der einzige Vertreter der Weisheitskunde. Ein Metaphysiker ist Büchner allerdings nicht. Im Gegentheil, er ist ein offener Feind aller spekulativen Systeme und aller Zunftphilosophie; und gerade hierin liegt eine der bedeutendsten Seiten seiner philosophischen Persönlichkeit. Ich müßte wieder „fanatisch“ werden, wenn ich der Bewunderung Ausdruck geben wollte, die mir unseres Denkers Kühnheit einflößt, mit welcher er gegen die Für sich- und An sich-Streitereien der deutschen Schulphilosophie zu Felde gezogen ist. Aber zu behaupten, weil er eine gewisse Methode und ein bestimmtes System der betreffenden Wissenschaft bekämpft, er sei überhaupt nicht unter die Vertreter derselben zu rechnen, das ist so, als wollte man einen Gegner der Homöopathie aus dem Kreis der Aerzte, oder einen Sternkundigen, der sich weigert, Horoskope zu stellen, aus dem Kreis der Astronomen verbannen. Das von meinem Herrn Gegner gepriesene nach dem „Was der Welt forschen“, „in das Wesen der Dinge dringen wollen“, ist nicht die alleinberechtigte, ist nicht die ganze Philosophie. Die erlangte Einsicht, daß das „Was“ über unseren Verständnißgrenzen liegt, der freiwillige Verzicht darauf, in das Wesen der Dinge, welches sich unserem bisher erlangten Fassungsvermögen entzieht, einzudringen, ist auch ein System, und zwar — nach unserer Ansicht — ein vorgeschritteneres, als diejenigen Systeme, welche Unbewiesenes und Unbeweisbares, Unbegründetes und Undenkbares zu beweisen und zu begründen suchen.

Aber auf Grund des vorhandenen empirischen Materials eine Erklärung des Welt-Ganzen aufzubauen — aus der erforschten Thatsachenreihe allgemeine Gesetze (nämlich die Einheit der Natur und den unverbrüchlichen Zusammenhang von Ursache und Wirkung) zu reduciren; das ungeordnete Chaos der einzelnen Wissenszweige durch einigende Gedanken zu verbinden und da, wo das positive Wissen noch Lücken und Mängel aufwies, dieselben durch Syllogismus und Hypothese zu überbrücken: wenn d a s nicht Philosophie ist, wie in aller Welt soll es dann heißen?

Daß die praktischen Ziele einer Philosophie mit dieser selber nicht identisch sind, das räume ich vollkommen ein — diese Verwechselung habe ich mir auch nicht zu Schulden kommen lassen. Die Zielbestrebungen stellen sich von selber ein; sie sind die in That umgesetzte Kraft des Gedankens. Aus dem jeweiligen Stand der Welt-Erkenntniß ergiebt sich die jeweilige Weltanschauung, welche ihrerseits die Grundlage der jeweilig herrschenden bezw. anzustrebenden sozialen Zustände bildet. Ich habe die sittlichen Ideale, welche aus dem Büchnerschen System entspringen (und entspringen würden, auch wenn der Verfasser sie niemals formulirt hätte), nur deshalb herangezogen, weil ja bekanntermaßen das Hauptverdammungsurtheil, welches die Feinde von Büchner & Co. zu Felde führen, gewöhnlich die vermeintlich schädliche und demoralisirende W i r k u n g der von dieser Firma in Umlauf gesetzten Theorien trifft. Und wie sehr mit Unrecht, das giebt auch mein geehrter Widersacher zu, indem er uns gute Geschäfte wünscht. Ich glaub' es gern: Dieser Erfolg käme ja vor Allen den Konsumenten zu Gute.

Daß ich es nicht nur den mehr oder minder grimmigen Gegnern und den mehr und minder lauen Bewunderern des Meisters nicht recht gemacht, sondern auch seine entschiedenen Jünger unbefriedigt gelassen, geht aus folgender Zuschrift hervor:

Sie beklagen sich, daß man in Athen die Eule nicht genugsam kenne, und versuchen, einige Eigenschaften dieses seltenen Vogels zu preisen — wobei Sie jedoch selber von dessen Hauptmerkmalen nur mangelhafte Kenntniß zu besitzen scheinen. Mit anderen Worten und ohne Bild: Sie reden von Büchners Werk, als hätten nur etliche Amerikaner und Russen etwas davon läuten gehört, während doch in Wirklichkeit „Kraft und Stoff“ eine förmliche Revolution hervorgerufen hat. Sie vergessen ganz, daß diese epochale Leistung den Anstoß zu einer durch-

greifenden Umgestaltung unserer ganzen philosophischen Welt- und Lebensanschauung gegeben und einen Wendepunkt im geistigen Leben der Menschheit bedeutet. Sie lassen unberücksichtigt, daß das genannte Buch (welches als "standard-work" in jeder ansehnlichen Bibliothek aufgestellt ist) einen in der Geschichte der Bücher unerhörten Triumph gefeiert hat — nicht so sehr durch den Sturm in der Presse, durch die Fluth der Gegenschriften, durch die Litteratur, die es sofort bei seinem Erscheinen hervorrief, als dadurch, daß es die wissenschaftliche Zukunft antizipirte. Denn die darin vorgebrachten Behauptungen haben durch die in der Gelehrtenwelt nachträglich gemachten Entdeckungen thatsächliche Bestätigung gefunden. Darwins „Entstehung der Arten", der Nachweis von der Erhaltung der Kraft, der Spektral-Analyse, Häckels Moneren-Theorie — alle diese positiven Errungenschaften, welche die Behauptungen der Büchnerschen Doktrin bekräftigen, sind jüngeren Datums als diese. „Es schreiten den großen Geschicken ihre Geister stets voran." Das Alles haben Sie nicht gesagt, mein verehrtester Herr Doktor! Zu einem Büchner-Verherrlicher mögen Sie wohl den Stoff in sich haben, was aber die Kraft anbelangt — — — — —

Auch diesen Vorwürfen gegenüber muß ich den Kopf senken."

XV.

Für die Volksmassen.

Wir hatten wieder einmal über Wissenschaft und Orthodoxie philosophirt, über die an Konfessionen gebundene, im Gegensatz zu der vom Dogmenglauben unabhängigen Moral; über den Abgrund von Widersprüchen, der zwischen den herrschenden Religionsbekenntnissen und den Ergebnissen moderner Naturforschung klafft — und dergleichen mehr.

Solche Diskussionen ergehen sich meist in denselben Geleisen. Jedes schon oft gebrauchte Gesprächsthema ruft unweigerlich ein paar jener Phrasen hervor, die auf der Gemeinplatzbörse als Weisheitseffekten notirt sind. Und so ließ auch Einer unter uns — Hofrath X — mit besonders gescheiter Miene — als ob er ihn eben erst ersonnen hätte — den Satz fallen:

„Wir freilich — Unsereiner kann den Ceremonienkram entbehren; wir können uns auch über den Glauben an gewisse kindische Fabeln, ja über allen Glauben erheben, da wir das Wissen haben — aber das Volk, das muß . . .“

„Warum sagen Sie nicht lieber gleich: das „gemeine“ Volk?“ unterbrach unser Hausherr.

„Nun ja, lieber Doktor, das meine ich ja eben: die großen Massen, die ganz ungebildeten Massen, für die ist die Religion doch unentbehrlich —“

„Welche? Die katholische, die protestantische, die jüdische?“

„Irgend eine Religion . . .“

„Dieses „irgend“ scheint mir dem Fundamentalsatz einer jeden, daß sie nämlich die allein wahre sei, einigermaßen zu widersprechen ... indessen, fahren Sie fort.“

„Irgend einen Glauben müssen die Massen doch haben, denn was würde aus denselben werden, wenn sie die Gottesfurcht nicht in Zügel hielte? Und was könnte man ihnen für Ersatz bieten für das Bischen Trost, das ihnen der Glaube gewährt? Nein, nein — so viel steht fest, ohne Religion könnte das Volk —“

„Die rohen Massen —“, verschärfte der Doktor —

„Nicht bestehen,“ schloß der Andere befriedigt.

Doktor Hellmut holte einen tiefen Athemzug: „Ich kann Ihnen nicht sagen, mein Verehrtester,“ sprach er, „wie mir diese Ihre Meinungsäußerung willkommen ist. Es ist zwar nicht das allererste Mal, daß ich Aehnliches vernommen habe, — aber gerade jetzt bietet mir dieser umfassende Weltklugheitssatz eine günstige Gelegenheit, mir wieder einmal etwas angesammelten Groll vom Herzen wegzureden. Erlauben Sie, meine Herren, daß ich meinen heutigen Vortrag an den betreffenden Satz anknüpfe?“

Wir stimmten Alle bei. Am lebhaftesten der Hofrath, indem er vergnüglich bemerkte: „Es freut mich, daß unser Doktor einmal meine Ansicht theilt ... Das kommt nicht oft vor. Freilich, meine Behauptung ist so unumstößlich — von den angesehensten Staats- und Schulmännern anerkannt — also im Grunde gar nicht so neu —“

Der Doktor hatte sich inzwischen auf dem Rednerstuhl zurechtgesetzt und begann:

„Nein — nicht neu. Das Verdienst, schon unzählige Male vorgebracht worden zu sein, wollen wir dem angeführten Satze jedenfalls lassen. Auch daß er die Eigenschaft hat, auf die Gemüther beruhigend zu wirken. Es ist gar so angenehm, von einer bestehenden Sache, welche vielseitigen Widerspruch herausfordert, deren Existenzberechtigung daher häufig angezweifelt wird, — es ist gar so angenehm und erfrischend, sich von dieser Sache sagen zu können, daß sie nothwendig sei. Wäre das Ding nicht nöthig, müßte man es abschaffen — welche Arbeit! Und all die mächtigen Leute und Behörden, die es aufrecht erhalten, würden ihres Amtes verlustig — welche unbequeme, verwirrende Geschichte! Nein, nein — die fragliche Institution mag theoretisch keine richtige Grundlage mehr haben,

aber sie hat unleugbar praktischen Nutzen: somit ist ihr Dasein erklärt und ihr Dableiben gesichert. So ist die Frage gelöst, die Zweifel sind verscheucht — unsere Lenker sind weise, und unsere Weisheit reicht an diese Einsicht hinan; kurz, die Streitfrage ist zur Befriedigung erledigt, und wir können uns ruhig an den Kartentisch setzen.

Doch nicht, meine Herren! So leicht will ich mich nicht beschwichtigen lassen. Der Satz: „Für die Volksmassen muß es eine Religion geben", enthält eine solche Fülle von Beleidigungen, — für das Volk sowohl als für die Religion, für die Wahrhaftigkeit wie für die Vernunft —, daß ich nicht umhin kann, diesen landläufigen Ausspruch einmal am Kragen zu packen und ihm im Namen der vier genannten Parteien eine Injurienklage anzuhängen.

Das Volk — das Volk: dies Wort wird von unseren — angeblich volksfreundlich gesinnten — Gebildeten mit so überlegener, hoffährtiger, verächtlicher Großherrlichkeit hingeworfen, wie einst die Griechen von den Zeloten, oder die Inder von den Parias gesprochen haben mögen. Man sollte wirklich glauben, es sei zwischen „Volk" und Jenen eine Kluft, so weit, als handle es sich um eine ganz andere Gattung Wesen, als wären Kittel- und Frackträger von einander so entfernt, wie etwa Mehlwürmer und Paradiesvögel. Sind denn wir Andern — Adlige, Doktoren, Kaufleute, kurz Alles, was nicht „Volk" ist — nicht selber seit einer längeren oder kürzeren Reihe von Geschlechtsfolgen, mitunter auch ganz unmittelbar, aus dem Volke hervorgegangen? Wie viele von unseren Gebildetsten — Gelehrte, Künstler, Großindustrielle u. s. w. —, welche Arbeiter- oder Bauernsöhne sind? Die sollen denn auch einstimmen in die schöne Redeweise: „Dieses und Jenes brauchen wir nicht, aber für das Volk, für das gemeine, ist es nöthig?"

Auf die Religion angewendet, ist in diesem Ausspruch eine arge Herabsetzung des Begriffes Religion verborgen, ebenso arg wie die Herabsetzung des Begriffes Volk, welche dann offen ausgedrückt wird. Ich begreife nicht, daß religiöse Leute dergleichen anhören können, ohne in hellen Zorn zu gerathen. Das kommt wohl daher, weil die Glaubensanhänger sich von der wachsenden Macht des Zweifel- und Wissensgeistes so bedroht fühlen, daß sie jede Unterstützung des Glaubens, woher und in welcher

Form sie auch geboten werde, willig annehmen. Wer jedoch von der Richtigkeit und Erhabenheit der Glaubenslehren überzeugt ist, den sollte es doch im Innersten empören, wenn dieselben als für gebildete Menschen entbehrlich und für die „rohen Massen“ geeignet hingestellt werden.

Wer überhaupt in dem Worte „Volk“ den Nebenbegriff „roh“ mitklingen läßt, der hat von Sinn und Ziel des demokratischen Prinzips noch keine Ahnung; und je eifriger er andererseits vorgiebt, für das Wohl und für die Bedürfnisse des Volks bemüht zu sein, desto weniger ist er im Stande, dem Volke dasjenige zukommen zu lassen, worauf es berechtigten Anspruch hat: nämlich alle jene Merkmale abstreifen zu dürfen, abstreifen zu k ö n n e n, welche ihm von den erhabenen Volksbeurtheilern zugeschrieben werden — Rohheit, Unwissenheit, Gemeinheit. Und was für diese drei paßt, nämlich Inzügelhaltung, Bethörung und Geringschätzung, ist schon darum nicht als Norm zu betrachten, weil man jene Dinge überwinden, nicht aber ihnen sich anpassen soll. D a ß aber die Religion eine solche Anpassung bietet, wird in dem angeführten Satze stillschweigend vorausgesetzt, und d a s ist es, wogegen meine zweite Klägerin — deren Ueberzeugungen ich zwar nicht theile, deren Standpunkt ich aber hier vertrete — auf das Energischste Einsprache erheben muß.

„Wie?“ rufe ich im Namen der Kirche — „Wie? Dasjenige, was des Menschen — ob Fürst, ob Bettler — höchstes Gut darstellt, nämlich die Erreichung des Seelenheils, die Kenntniß der alleinigen, weil von Gott selber geoffenbarten Wahrheit — dies sollte von den gebildeten Klassen bei Seite geschoben werden können und nur dazu dienen, den wilden Pöbel im Zaum zu halten? Die Dogmen, die Heiligenlegenden, die biblischen Erzählungen, auf welchen das Glaubensgebäude ruht, die sollten von gelehrten Leuten als zu kindisch geleugnet werden dürfen, und nur solchen dürfte der Glaube daran auferlegt werden, die den stumpfsinnigen Massen angehören?“

Nein, unter d i e s e n Voraussetzungen haben sich die Religionslehren nimmer eingelebt. Im Gegentheil: sie sind dem Volke beigebracht worden in der richtigen Erkenntniß, daß das Beste und Köstlichste, was die Weisen und Tugendhaften erkannt haben, dem Volke nicht vorenthal-

ten werden dürfe; daß der Anspruch auf sittliche Erhöhung, auf Mitwissenschaft erkannter Wahrheiten, auf Erreichung der Glückseligkeit auch den Aermsten, Geplagtesten, Niedersten eingeräumt werden müsse.

Kein religiöser — und zugleich volksfreundlich gesinnter — Mensch sollte es dulden, daß in seiner Gegenwart dieser Satz ausgesprochen werde, denn er darf nicht zugeben, daß die Religion nur für das Volk, das niedrige, gut genug sei, er muß aufrichtig fühlen, daß er das Volk, das gleichberechtigte, für gut genug hält, an den höchsten Gütern theilzunehmen. Nur wer diese letzte Gesinnung hat, kann ehrlich und wirksam für religiöse Volkserziehung einstehen. Nur ein Solcher macht sich dem gläubigen Schüler gegenüber keines Vertrauensmißbrauches schuldig. Wer aber im Besitze einer höheren Erkenntniß, einer reineren Moral zu sein glaubt, als in den Katechismen enthalten ist, und dennoch dem Volk die letzteren aufzwingen will, der begeht einen schnöden Betrug.

Daß er denselben aus vermeintlichen Nützlichkeitsgründen begeht, ändert nichts an der Unredlichkeit des Verfahrens. Mir schnürt es die Kehle zu vor Entrüstung, mir treibt es die Thränen ins Auge vor Mitleid, wenn ich mir denke, daß der Mann aus dem Volke — der gemeine Mann, wenn Sie wollen —, der den ertheilten Lehren mit kindlicher Zuversicht lauscht und sich redlich bemüht, dieselben anzunehmen, um über die Gemeinheit erhoben zu werden, wenn ich mir denke, daß ihm geflissentlich etwas geboten wird, was der Bietende für minderwerthig, für „gut genug“ hält. Dankbar und stolz nimmt der vertrauensselige arme Wicht die Belehrung auf. Nun ja — sagt er sich — mein Loos ist hart, schwer muß ich arbeiten, meine Sorgen sind zahlreich und karg meine Freuden; Alles muß ich entbehren, was die Reichen und Gebildeten an Lebensgenüssen in Fülle besitzen; aber das Eine wenigstens wird mir ungeschmälert gewährt: die Erkenntniß der höchsten Wahrheiten; an Würde der Tugend kann ich den Vornehmsten gleich sein, denn dieselben Gebote sind für Jene bindend, wie für mich — und für die höchsten Fragen, an die keine Wissenschaft der Herren Gelehrten heranreicht, wird auch mir die untrügliche, nur von Gotterleuchteten gekannte Lösung gezeigt. . . .

Welche bittere und demüthigende Kränkung wird es nun für einen Solchen sein, wenn er unseres Herrn Hofraths

Axiom hört und versteht! Ah, so ist es? — muß er sich dann sagen —: Was wir zu glauben haben, das wurde mir gelehrt, nicht, weil es wahr ist, sondern weil es für meine Einfalt und Beschränktheit paßt? Die auferlegten Pflichten und Tugenden werden von mir gefordert, nicht, um mich im Herzen zu adeln, sondern um meine Rohheit zu bändigen? Der Himmelslohn wird mir versprochen, die Höllenstrafe gedroht, nicht weil es einen Himmel und eine Hölle giebt, sondern weil ich ohne diese Vorstellung — ich elendes Partikelchen der rohen Volksmassen — eine Greuelthat nach der anderen begehen würde ...

Aber was der Hofrath gesprochen hat, das bleibt ja unter uns, nicht wahr? Davon erfährt das „Volk“ doch nichts? Es ist ja ausgemacht, daß in den Augen der hofräthlichen Volksfreunde jene Horde — um nicht zu sagen Heerde — eine von uns ganz verschiedene, durch undurchdringliche Grenzmauern geschiedene Spezies vorstellt, die von dem, was wir Gebildeten reden und denken, gar nie etwas vernehmen und begreifen kann.

Die Bildung — das gebe ich zu — schafft abgrundweite Entfernungen zwischen den Menschen untereinander; aber diese Entfernungen zu überschreiten, dazu muß jedem Menschen das Recht und die Möglichkeit geboten sein, und nicht zweierlei Bildungsmittel darf es geben, die einen für Unsereinen, die anderen für das Volk. Auch zweierlei Wahrheit giebt es nicht: eine, die mir, und eine, die meinem Stiefelputzer frommt. Und jetzt muß ich im Namen meiner dritten Klientin — der Wahrhaftigkeit nämlich — die Klage ausführen. Die Zumuthung, daß es irgendwie statthaft sei, von dem, was man für wahr hält, geflissentlich abzuweichen, daß es gefährliche Wahrheiten und nützlichen Wahn geben könne, ist für Klägerin höchst verletzend. Zwar ist sie es in unserer Zeit gewohnt, allenthalben verdächtigt, gemieden und umgangen zu werden; dennoch kann sie die Beleidigung nicht ruhig hinnehmen, die darin liegt, wenn ihrer Gegnerin — der absichtlichen Täuschung — das Wort gesprochen wird. Hier erscheint denn auch als Mitklägerin die Vernunft. Denn gegen diese verstößt die in unserem Satze enthaltene Unterstellung, daß ein Ding, wenn es auch seiner Begründung verlustig gegangen, noch seiner Erfolge und Wirkungen halber aufrecht erhalten werden solle — werden könne. Erfolge und Wirkungen einer

Einrichtung sind blos deren nachträgliche Begleiterscheinungen, und der Hinblick auf dieselben kann das Prinzip der Einrichtung — wofern dasselbe aufgegeben worden — unmöglich ersetzen.

Daß der Prozeß der Vernunft und der Wahrheit — der uneingeschränkten, unverblümten Wahrheit — noch nicht gewonnen werden kann, das muß ich einräumen. Ihre Macht und Würde ruht nur auf der wachsenden und namentlich auf der verbreiteten — das will also sagen, unter dem ganzen Volk verbreiteten — Erkenntniß; daher ist ihr endgiltiger Sieg erst der Zukunft anzuweisen. In einem jüngst erschienenen Buche (Das Maschinenalter), wo die Zustände unserer Zeit vom Gesichtspunkt einer späteren, vorgeschritteneren Kulturepoche betrachtet werden, heißt es:

„Was ein Haupttugenderforderniß bei uns abgiebt, was unsere Gesetzgebung am strengsten erheischt, davor hatte jene vergangene Zeit (nämlich das neunzehnte Jahrhundert) noch gar keinen ordentlichen Respekt — ich meine die Wahrhaftigkeit. Wir kennen nichts Verabscheuungswertheres, nichts Gefährlicheres, nichts Verfolgungswürdigeres, als die Lüge und den Irrthum. Damals hingegen, im secolo tartufo, wie der poetische Denker Mantegazza sein Zeitalter nannte, genossen die beiden, wo nicht Ansehen, so doch Schonung. Das Ding, „öffentliche Wahrhaftigkeit“ genannt, welches wir von Staatswegen hüten und schützen, gerade so, wie die damaligen Behörden die öffentliche Sicherheit und die sogenannte öffentliche Sittlichkeit schützten, — das kannten Jene noch nicht. Daß der Einzelne nicht lügen solle, und Irrthum zu vermeiden sei, das gaben sie wohl zu, aber es war keine öffentliche Gewalt da, diese Vergehen gegen die Wahrhaftigkeit zu ahnden, und was die öffentliche Meinung anbelangt, so war sie gegen alle offiziellen Irrthümer und alle konventionellen Lügen voll höflicher Rücksichten. „Jede aufrichtige Ueberzeugung verdient Achtung“, war ein ganz geläufiger Satz. Also ob falsch, ob richtig, das blieb sich gleich, nur aufrichtig mußte eine Meinung sein. Man übersah, daß von einer solchen, falls sie auf Irrthum beruht, das Einzige, was allenfalls achtungswerth sein konnte, die Aufrichtigkeit war, nicht aber die Ueberzeugung. Diese, nach unseren Begriffen, verdient nicht nur kein solches ehrerbietiges Gewährenlassen, sondern ist verdammungswerth; nach damaligen Begriffen jedoch konnte der ungeheuerlichste Widersinn, wofern er nur überzeugungstreu (oder überzeugungsheuchelnd) sich kundgab, auf allgemeine Achtung rechnen. So geschah es, daß von den Tribünen, von den Kanzeln, von den Lehrstühlen mitunter die schädlichsten Gesetze, die seltsamsten Dogmen, die gefährlichsten Theorien ausgehen konnten, denn Niemand war da, über die öffentliche Wahrheit zu wachen — während das Ausklopfen eines Teppichs oder das Ausleeren eines Gefäßes zum Fenster hinaus durch die Organe der öffentlichen Sicherheit streng verhütet wurde. Auch das Ehrgefühl der Denkpflicht, welches bei uns so kitzlich ist, daß uns nichts so sehr beleidigen kann, als die Zumuthung, etwas Unlogisches behauptet zu haben, war da-

mals noch nicht entwickelt. Das Gesetz der Ursächlichkeit hielt man nicht heilig. Die Denkregeln, welche uns mit gleichem Nachdruck eingeschärft werden, wie den damaligen Gebildeten die Sitten- und Anstandsregeln, und gegen welche zu verstoßen uns als die unglaublichste Rohheit erschiene, die verletzten Jene unaufhörlich und ohne zu erröthen. Man ließ ganz gut zwei Dinge neben einander gelten, welche die Probe des „Entweder-Oder" nicht bestehen konnten. Sie vermieden es eben, die unehrlichen Denker, diese Probe anzustellen, so wie unehrliche Kaufleute den Gebrauch der Wage vermeiden. Induktion aus unzureichenden Thatsachen, Schlüsse aus zufälligem Zusammentreffen unzusammenhängender Geschehnisse, Nachlässigkeit in der Abschätzung von Beweisgründen, absichtliches Verschweigen von Gegeninstanzen: — gegen alle diese Vergehen sträubte sich noch nicht, was wir unser logisches Gewissen nennen."

„Logisches Gewissen" — das ist allerdings eine Regung, die unter uns noch nicht ausgebildet worden, denn man kann sich kaum etwas denken, das mehr dagegen verstieße, als den nach vier Seiten hin anfechtbaren Satz: „Für die Volksmassen muß es einen Glauben geben." So sehr er auch behauptet, begründet und beschönigt werde — die Entweder-Oder-Probe verträgt er nicht."

XVI.

Realismus und kein Ende.

—

„Jetzt müssen Sie sich doch einmal aussprechen, lieber Doktor. Ich sehe hier auf Ihrem Tische zahlreiche Flug- und Streitschriften ausgebreitet, für und wider die realistische literarische Schule. Sie nehmen da sicherlich auch Stellung und — wie ich Sie kenne — wahrscheinlich für die Jüngsten und Kühnsten. Viele in unserem Kreise hier sind zwar Gegner und Verächter — polternde Tadler oder achselzuckende Todtschweiger — jener Bewegung; aber das thut nichts: lassen Sie Ihre Theorie 'mal hören. Heute ist ohnehin an Ihnen die Reihe, einen freien Vortrag zu halten. — Sie redeten sich eben aus, Sie hätten kein Thema. Da haben Sie es nun."

„Danke verbindlichst."

Doktor Hellmut überlegte eine Weile, dann:

„Meinethalben. Es trifft sich, daß ich über dieses Thema wirklich Einiges auf dem Herzen habe."

„Also sehen Sie! Schwer wird es auch nicht sein, darüber zu sprechen. Denn ob man nun zu der einen oder zu der anderen Partei schwöre, die Schlagworte sind beiderseitig so geläufig geworden, die Kampfphrasen in so großer Anzahl fertig geprägt —"

„Wollen Sie sagen, daß ich nach Herzenslust hohl und banal sein kann?" lächelte der Doktor. „Nochmals: danke verbindlichst. Leider werde ich das Rüstzeug keiner der beiden Parteien benutzen können, weil es meine Absicht durchaus nicht ist, für die eine oder die andere einzutreten. Das geschieht ja zur Genüge: ich verweise auf die hier liegenden Zeitungen und Broschüren. Zwar will ich auch ein wenig poltern, aber nicht gegen die unter dem Schlachtruf „Hie Realist — hie Idealist" angepolterten Vertreter der so-

genannten „Schulen“, sondern gegen die Polterer selber — gegen die unselige Manie, die ganzen lebendigen, fließenden, sich rastlos entfaltenden Gebilde der Kunst immer in Systeme, Ordnungen, Klassen oder gar „Schulen“ eintheilen zu wollen und daran nimmerendende Dissertationen, bahnweisende Predigten, jammervolle Klagerufe und professorenhafte Belehrungen zu knüpfen.

Noch keine geistige Bewegung — so viel wir in der Geschichte der Künste und der Ideen auch nachforschen mögen — hat sich durch Zureden eindämmen oder gar aufhalten lassen. Andererseits glaube ich aber auch nicht, daß eine Bewegung schneller und siegreicher an ihr Ziel gelangt, durch das Beifallspenden ihrer Anhänger oder das Sichselbstbejahen ihrer Vertreter. Um einen Schritt vorwärts zu kommen, muß man eben nicht sagen: „Ich gehe, ich laufe, mein Ziel winkt, mein Ziel ist groß, mein Dahineilen ist berechtigt!“ — man muß einfach einen Schritt thun. D. h., wenn es sich um eine Kunstform handelt, man muß etwas leisten. Nicht die Stimmen — die Füße legen einen Weg zurück; nicht durch ästhetische Glaubensbekenntnisse und Programme, nicht durch Aufstellung von Regeln und Proklamirung von Idealen gelangt ein Künstler zu der ihm erreichbaren Stufe, sondern durch Leistungen. Diese sind das einzig wirksame; was nebenher darüber gesprochen, gelobt, geschimpft, eingetheilt und prophezeit wird, das ist nur das bald verhallende Gerassel, welches eine Bewegung hervorbringt, das ist nicht das effektive Vorwärtskommen.

Daß nur Thatsachen beweisen, ist eine alte Wahrheit. Aller Schulstreit der Gelehrten: vor einer erwiesenen Thatsache zerstäubt er in nichts. Und was im Reiche des Wissens die Thatsache, das ist im Reiche des Könnens das Kunstwerk. Das selbstherrliche Talent schafft — ohne nach System und Norm zu fragen — lebenskräftige Gebilde, von welchen sich hinterher neue Systeme und Normen ableiten lassen, die ihrerseits von kommenden Künstlergeschlechtern wieder unberücksichtigt gelassen werden. Diese Rücksichtslosigkeiten sind es dann, welche Anlaß geben zu den stets sich erhebenden Wehrufen über Verfall und drohenden Untergang.

Freilich ist Rücksichtslosigkeit an sich noch kein Anzeichen von Genie; das Umwerfen einer Schranke ist noch keine

Meisterthat. Es kommt auf das Ziel an, welches hinter der Schranke liegt; wenn nicht im Hinblick auf dieses der die Hindernisse niederrennende Sturmlauf unternommen worden, oder wenn dies Ziel nicht erreicht wird, oder wenn es gar nur darauf abgesehen war, zu zeigen, daß man keine Rücksicht und keine Schranke achtet, so ist das wohl ein klägliches Ergebniß.

Die gegenwärtig so vielfach erörterte Frage ist nun eigentlich die: Sollen die Schranken stehen oder sollen sie fallen? Sollen die alten ästhetischen Regeln aufrecht erhalten oder umgestoßen werden? Was nun für oder wider gesprochen und geschrieben, deklamirt und dissertirt wird, entscheidet — so meine ich — für die Lösung nichts, gar nichts. Dennoch wird der Streit schließlich ausgefochten, aber auf andere Weise. Dabei kommt es nicht auf das an den Streit verwendete Talent an, sondern auf das Talent, welches in den bestrittenen Gebieten sich zeigt. Bethätigen sich die größeren Künstler innerhalb oder außerhalb der Schranke? Das entscheidet.

Dieser unselige Dispput hat unter anderen nachtheiligen Folgen auch die: Kraftvergeudung von Seiten der Künstler; denn statt, je nach ihrer Neigung, dieseits oder jenseits ihre Uebungen vorzunehmen, bemühen sie sich, an der Schranke zu rütteln oder dieselbe zu stützen; — Urtheilsverwirrung von Seiten der Kritiker, denn statt die vorliegenden Werke auf ihren Talentgehalt, auf ihre Wirkungskraft zu prüfen, beurtheilen sie dieselben je nach ihrer Zugehörigkeit zu dem gepriesenen, beziehungsweise verpönten Gebiete.

Hier liegt mir eine neue literarische Streitschrift vor (der Doktor nahm eine der neben ihm aufgestapelten Drucksachen zur Hand), an welche ich einige unser Thema streifende Betrachtungen knüpfen kann. Das Werkchen betitelt sich: Versuch einer Reform der deutschen Lyrik von Rudolf Freiherr Procházka. Im ersten Theile bietet der Verfasser Ausführungen über eine neue Form der Zukunftspoesie. Aber darüber habe ich kein Urtheil abgeben wollen; das, was Herr v. Procházka im zweiten Theile seiner Schrift über den Inhalt der von ihm geforderten Poesie sagt, will ich hier heranziehen:

„Wie sehr“ — so heißt es in einer Anmerkung auf Seite 33 — „wie sehr die Verwechslung von Wahrheit und Wirklichkeit, auf welche die krankhaften Erzeugnisse des sogenannten „jüngsten Deutschlands“ zurück-

zuführen sind, noch immerwährend Anklang findet, wird jeder ästhetisch fühlende Mensch anerkennen, welcher die traurige Gelegenheit hat, das Wachsthum jenes nicht geringen Theils unserer modernen Literatur zu verfolgen. Das Bestreben, „möglichst realistisch“ zu sein, gelangt schon in der Wahl der Worte zu einem, gelinde gesagt, komischen Ausdruck. In den „Gedichten“ spukt es nur von modernen Begriffen, von Telegraphenstangen, Dampfmaschinen und dergleichen — der obscönen Worte nicht zu gedenken, welche nun an Stelle des Mondes besungen werden. Statt dieses „Fortschritts“ in der Poesie wäre es doch angezeigter, diese ganz an den Nagel zu hängen und nur die Prosa heran- oder herabzuziehen, wenn man nichts Anderes als prosaische Dinge zu erzählen weiß.“

Darauf — auf die Voraussetzung nämlich, daß die Dinge sich in zwei Kategorien, die poetische und die prosaische, scheiden lassen, antwortet am besten folgender Vers aus der neuesten Gedichtsammlung eines unserer „jüngsten“ Poeten, die ich auch hier zur Hand habe:

„Bald wird's den Kindern eingetrichtert werden:
Es giebt nichts Unpoetisches auf Erden;
Vom Liebestraume zum Mistkäferlein
Kann alles Poesie und Prosa sein,
Kann goldverklärt und stoffvernüchtert werden.“

Weiter sagt Herr v. Procházka:

„Den Prosaisten mag es gestattet sein, aus Armuth an Gefühl und an Gedanken bei der trägen Natur Anlehen zu machen und das Elend um seiner selbst willen, ja um es noch zu vermehren, in ihren Schriften sorgfältig zu schildern. Nie und nimmer aber darf sich die Poesie dahin verirren.“

Das Elend zu schildern, „um es zu mehren“, darf wohl Niemandem gestattet werden — aber welche Verkennung der realistischen Bestrebungen liegt in diesen Worten! Jeder dichterisch thätige Geist schildert — ob nun in gebundener oder ungebundener Rede, das ist für den poetischen Gehalt der Schöpfung gleichgiltig — schildert das, was ihn am heftigsten bewegt. Ein Zug des modernen Geistes ist eben das Mitleid — eine Regung, die erst dann entsteht, wenn das Elend erfaßt worden. Will der Dichter sein Erbarmen mittheilen, so muß er erst diese Erfassung vermittelt haben, und das kann nicht anders geschehen, als indem er das Elend in seiner ganzen Schaurigkeit zeigt. Das Wort, „die träge Natur“, bei welcher den Prosaschreibern gestattet sein soll, Anlehen zu machen, will ich — da uns dies zu weit ablenken würde — gar nicht des Näheren erörtern; dasselbe gehört einer dualistischen

Weltanschauung an, welche für den „modernen“ Dichter, der von dem Einssein der Welt, von der Identität von Natur und Geist durchdrungen ist, keine Giltigkeit hat. Und überhaupt: Wer will der Poesie die Gebiete abgrenzen, in welche sie „sich nicht verirren darf“? Der ungeschickte Versifex wird sich auch in einem Rosenhain verirren, und der echte Dichter, wo immer sein Geist weilt — sei's auf Schlachtfeldern, unter Marterkreuzen, zwischen Telegraphenstangen oder am Sterbebette eines armen Tagelöhnerweibes (Karl Henckells Lied „an eine kranke Proletarierin“ wollte ich nicht missen) — wird überall siegend sich behaupten. Sobald die Poesie ein Feld betreten, ist es poetisch, gerade so wie ein Ort, wo ein Lichtstrahl hingedrungen, auch schon hell ist. Jenes Verbot klingt, als wollte man dem Lichte sagen, „nie und nimmer dürfe es sich in dunkle Winkel verirren“.

Für jene Rezensenten, welche Alles, was ihnen unterkommt, verreißen wollen — und diese Sorte giebt es — bietet der gegenwärtig entbrannte Schulstreit eine sehr günstige Methode. Man postirt sich einfach auf den jeweilig entgegengesetzten Standpunkt. Ist das vorliegende Werk in realistischem Genre geschrieben, so wirft man ihm den Mangel an Erfindung, an blühendem Stil, an edlem Anstand zc. vor; besitzt es hingegen alle diese Eigenschaften, so ist nichts leichter, als den Mangel an Lebenswahrheit, an Stileinfachheit, an Ausdruckskühnheit zu rügen. Die Verdammungsurtheile liegen für alle Fälle bereit, das „Verrempeln“ bietet dem boshaften, seine geistige Ueberlegenheit herauskehren wollenden Rezensenten keine Schwierigkeit.

Die Schwierigkeit ist höchstens die, daß viele unserer Schriftsteller — sowohl unter den Jungen als unter den Alten — Bücher geschrieben haben, die weder in diese noch in jene Klasse gereiht werden können; oder daß Einer heute eine realistische Novelle, morgen ein märchenzauberisches Poem herausgiebt. Und hier zeigt sich die ganze Unfruchtbarkeit der ewigen Klassifizirungs- und Eintheilungswuth, die ganze Nichtigkeit der bei uns so allgemein herrschenden —ismus-Manie. „Alles fließt“, Alles verwandelt sich, variirt neuen vollkommenen Formen entgegen; und andererseits: alles als neu Auffallende, welches man sich beeilt, mit einem ausgeprägten Gattungs-

namen zu versehen, ist schon undenkbar lange dagewesen. Wenn nur diese, auf naturwissenschaftlichem Felde endlich anerkannten Wahrheiten auch im Gebiete der Kunst Geltung fänden: vielleicht würde dann mit den verwirrenden, dem Lebensgang widersprechenden, denselben aber auf keinen Fall aufhaltenden Regeln und Systemen aufgeräumt werden.

Uebrigens tritt unter den Literaten selber eine Reaktion gegen diese Schulstreitigkeiten ein. Hermann Heiberg schrieb mir neulich:

„Mit der jüngsten Schule habe ich alle direkte Fühlung verloren und sehne mich wenigstens nicht nach Auseinandersetzungen über Realismus. Dieses öde Wort ohne Erfolg zu diskutiren, fehlt mir die Lust. Habe Adel, schildere das Schöne, sei wahr, brich mit der Schablone, sei individuell und — gefalle den Lesern. Was soll's noch?“

Und M. G. Conrad, der ja so oft als Bahnbrecher der jungen Schule angeführt wird, läßt in seinem neuesten Roman „Die klugen Jungfrauen“ eine seiner Personen sagen:

„Die Etikette ist gleichgiltig, wenn nur die Waare gut ist. Naturalismus und Idealismus — blauer Dunst. Eine machtvolle Individualität schafft ein machtvolles Werk, und ein flauer Kerl macht eine flaue Stümperei; ob idealistisch oder realistisch gestümpert wird, macht keinen Unterschied.“

Das Komische an der Sache ist, daß, während die Debatten über Werth und Unwerth der Jungen und Jüngsten sich fortspinnen, die so Bezeichneten vierzig und fünfzig Jahre alt werden. Ein ästhetischer Streit wickelt sich nicht in ein paar Monaten ab, er nimmt Jahrzehnte in Anspruch, und unterdessen geschieht es, daß die Vertreter von — sagen wir „Jüngstdeutschland“ oder „Gründeutschland“ weißhaarig geworden und nach und nach selber das Kritikeramt in die Hände bekommen. Und die Verwirrung geht noch weiter. Was bei dieser leidigen Eintheilungs- und Aburtheilungswuth besonders ärgerlich ist, ist weniger das Unrecht, das den jungen Krafttalenten geschieht — die kämpfen sich schon durch — als das Unrecht, welches in diesem Gewühle den noch lebenden Größen einer früheren Generation zugefügt wird. So wie die Verächter des Realismus und Naturalismus (ach, die Worte thun mir schon auf der Zunge weh!) in den noch so schwärmerische Stellen enthaltenden Werken eines „Jüngsten“, den sie einmal auf eine Strophe hin in die verhaßte Klasse gereiht haben, nichts „Ideales“

mehr herausfinden, weil sie es darin nicht suchen; ebenso werden auch Jene, welche auf „die Revolution in der Literatur“ schwören, allen Erzeugnissen der älteren Meister Mißtrauen entgegenbringen und sind für die kühnsten, freiesten „realistischen“ Stellen taub, die sich auch in den Werken der alten Schule finden. Ich gehe jede Wette ein, daß man unter den Versen eines Heyse, Schack u. s. w. eine erkleckliche Anzahl finden könnte, über welche die Realisten-verächter in Entrüstungsrufe ausbrächen, wenn man ihnen diese Verse als Erzeugniß eines „Jüngsten“ vorsetzte. Und umgekehrt: in den Gedichten Lilienkrons, Mackays u. s. w. finden sich Stellen von so hochpoetischem Schwunge, von so zaubersüßer Schönheit der Sprache, daß derselbe Kritiker — immer vorausgesetzt, daß er über die Urheberschaft irre-geführt worden — ausriefe: „Seht: so soll man dichten — das ist die wahre Poesie, welche uns die jungen Stürmer zu vernichten drohen.“

Hören Sie nur. Schreibt da Einer:

Es hat einmal ein Thor gesagt,
Daß der Mensch zum Leiden geboren worden,
Seitdem ist das — Gott sei's geklagt!
Der Spruch aller gläubigen Thoren worden.
Und weil die Menge aus Thoren besteht,
Ist die Lust im Lande verschworen worden.
Es ist der Blick des Volkes kurz,
Und lang sind ihre Ohren worden.“

Welche bedenkliche, anstößige Moral! Verherrlichung der Lust — — den Glauben an die Göttlichkeit des Leidens als Thorheit hingestellt — he, Staatsanwalt! Paragraph „Religionsstörung“. Und welche unpoetische Sprache: „lange Ohren“. Gehört so etwas in ein Gedicht? Ach diese anarchistischen Gelbschnäbel — diese literarischen Umstürzler — wie die alle unsere Ideale herabzerren wollen! Bitte dagegen nachstehende Verse zu betrachten:

Kühler Nachthauch fäuselt Schauer
Unsichtbarer Springbrunn plätschert,
Langer Wolke Wandelmauer
Schneegebirgig hell sich gletschert.

So etwas wirkt wohlthuend und erhebend, zaubert ein holdes Bild vor die Seele — das ist die Aufgabe der Poesie 2c. 2c.

Nur sachte, nur sachte, mein gestrenger Herr Aesthetiker! Die so gelobte Strophe befindet sich auf Seite 88 von

„Diorama“ — die neueste Gedichtsammlung von Karl Henckell, einem der verbotensten Jüngsten, dem sogenannten lyrischen enfant terrible. Und das Gedicht von den frommen Thoren und langen Ohren hat einen Meister der älteren Schule zum Verfasser: unsern alten Friedrich Bodenstedt.

„Alt“. . . Das ist übrigens auch ein arger Irrthum, wenn man den Maßstab, mit welchem man die Zahl der Jahre eines Künstlers mißt, auch an seine Werke legen will. Was von diesen grün oder reif, voll entfaltet oder veraltet ist, das hat mit dem Geburtsjahr des Urhebers nichts zu thun. Langsam — viel langsamer als der menschliche Lebenslauf — wächst das Verständniß der Mitwelt heran, und später — viel später oft als die Blumen auf des Dichters Grabe — blüht die Jugendkraft seiner Dichtung in der Nachwelt fort.

Welcher von unsern alten, nunmehr unbestrittenen Autoren war nicht gestern (ich sage „gestern“, denn was sind 30 oder 50 Jahre in der Kunstgeschichte) noch als zu kühner Neuerer verpönt? Wurde nicht auf jedes selbstständige Talent von engherzigen ästhetischen Grenzwächtern losgeschlagen? Der vorhin erwähnte Herr v. Procházka, der ja auch als Neuerer auftritt, und den ich durchaus nicht zu den Engherzigen gerechnet wissen will, wird das vielleicht an sich selber erfahren. Dann wird er seine poetischen Ideale nicht erst durch theoretische Vorschläge, sondern durch entsprechende Eigenleistungen zu begründen suchen. Nikolaus Lenau — auch keiner von den jüngsten — fand Veranlassung zu sagen:

Ihr kriegt mich nicht nieder,
Ohnmächtige Tröpfe,
Ich komme wieder und wieder,
Und meine steigenden Lieder
Wachsen begrabend euch über die Köpfe!

Ja, darum handelt es sich. Nicht Argumente hat der bestrittene Dichter vorzubringen, sondern Lieder. Und damit diese zu kritikbegrabender Höhe anwachsen, heißt es: „immer wieder und wieder kommen“. Das ist das Geheimniß.

XVII.

Politikaster.

„Halt!“ rief unser Hausherr. „Wenn Sie so fortfahren, so droht unser Gespräch ein politisches zu werden, und das ist ja unter uns verboten.“

„Verzeihen Sie, lieber Dokter, aber es gibt doch Zeiten, wo man wahrlich nicht anders kann, als von Dingen sprechen, welche, wie dies gegenwärtig der Fall, die ganze Welt beschäftigen, welche von solcher Wichtigkeit und Tragweite —“

„Haben wir Satzungen oder keine? Müssen wir dieselben respektiren oder nicht? Heißt es nicht im Paragraph 8: Politische Diskussion ist ausgeschlossen?“

„Das bezieht sich doch nur auf die im gewöhnlichen Leben übliche Kannegießerei, welche allerdings etwas Geisttödtendes hat; wenn man aber mitten in einer historischen Epoche steht, wenn Fragen und Verwickelungen auftauchen, wie solche durch die Zustände auf der Balkanhalbinsel —“

„Noch einmal „Balkanhalbinsel“, und ich lasse Sie in das nächstgelegene Café abführen!“

„Erlauben Sie, bester Doktor, wir sind hier eine Versammlung freiheitsbeflissener Leute, und Ketten — auch in Form von Statuten — haben etwas, das uns zum Abschütteln reizen könnte. Das Einzige, dessen Zwang uns zu fügen wir immer bereit sind, das ist die Vernunft. Beweisen Sie uns, daß das Verbot politischer Gespräche ein absolut vernünftiges gewesen, dann —“

„Absolutes giebt es überhaupt nicht,“ unterbrach der Doktor. „Aber ich bin gern bereit — nach Maßstab meiner relativen Vernunft —, Ihnen die Gründe auseinander-

zusetzen, aus welchen ich das leidige Politisiren aus unserer Unterhaltung ausgeschieden wissen wollte, und wenn Sie gestatten, will ich meine Ansichten über Politik zum Gegenstand unseres heutigen Vortrags machen — auch auf die Gefahr hin, mich dabei selber gegen Paragraph 8 zu versündigen."

„Einverstanden!" riefen wir. „Aber wehe, wenn Sie das Balkangebiet streifen!"

Der Doktor nahm auf dem Rednersessel Platz und begann: „Unlängst wurde der Satz ausgesprochen: der Krieg sei fortgesetzte Politik. Ebenso richtig kann es umgekehrt heißen: Politik ist fortgesetzter Krieg. Nicht nur wie in manchen Fällen Vorbereitung und Aufreizung zu demselben — sie wird auch selber nach kriegerischem Prinzipe betrieben. Denn ihre Losung ist der Kampf, ihr Ziel die Vernichtung des Gegners, und ihr Zweck heiligt ihre angewandten Mittel, welche dieselben sind wie im Kriege: Skrupellosigkeit, List, Ueberrumpelung. Selbstsucht und Nächstenhaß — zwei im Privatverkehr der Menschen schon längst verpönte Dinge — in der Politik finden sie ansehengenießende Bethätigung.

Sie verstehen wohl, welche Art der Politik ich da im Auge habe. Nicht etwa diese oder jene Partei, sondern den fanatischen Parteigeist überhaupt. Grobheit, Verleumdung, Schädigung — von Individuum zu Individuum straffällige Vergehen — von Partei zu Partei sind es legitime politische Waffen. Der eigenen Klasse, der eigenen Partei zu Macht und Sieg verhelfen, das ist die Richtschnur der politischen Bestrebungen — um welchen Preis, auf welchen Wegen: das ist gleichgiltig. Und — was noch schlimmer ist als der Klassen-Egoismus — auch der persönliche schleicht sich da öfters ein; der Durst nach Macht, nach Gewinn wird zur Triebfeder der politischen Haltung, und unter dem Vorwand, für das Gemeinwohl zu wirken, benutzen so Manche ihren Einfluß, um rein persönliche Zwecke zu erreichen. Wenn z. B. der Fabrikant für den Einfuhrzoll der von ihm fabrizirten Waare spricht, wenn der verschuldete Edelmann die Verschärfung der Wuchergesetze verlangt und auch eine kleine Judenverfolgung nicht ungern sähe, welche ihm die Chance gewährte, daß sein Hauptgläubiger gewaltsam zum Schweigen gebracht würde, so giebt sich doch jeder von

Diesen — vor der Oeffentlichkeit und womöglich auch vor sich selber — das Ansehen, als ob er die wichtigsten staatsökonomischen, „wirthschaftspolitischen“ Interessen verträte.

Ueberhaupt, dieser Wichtigkeitswahn, das ist's, was ich Jenen vorwerfe, welche Politik machen, aber noch mehr Jenen, welche dieselbe kommentiren. Nicht die Leitartikelschreiber meine ich zunächst — denn diese leisten eine journalistisch werthvolle und mitunter talentvolle Arbeit —, wohl aber eine gewisse Gattung von Leitartikellesern und -Erklärern. Solche nämlich — und die bilden natürlich die allerbreiteste Schicht des „politisirenden“ Publikums, welche weder die einschlägigen Kenntnisse noch den erforderlichen Scharfsinn besitzen, um sich ein eigenes Urtheil darüber zu bilden, was in politischen Dingen wichtig oder nebensächlich, was richtig oder falsch sei. Dieselben sind von vornherein überzeugt, daß die denkbar erhabensten Interessen diejenigen seien, welche ihr Morgenblatt an „leitender Stelle“ besprochen hat, und bilden sich ein, daß von der darin enthaltenen Erhabenheit und Weisheit etwas auf sie zurückfalle, wenn sie den Stammtischgenossen ihre eigene Meinung darüber zum Besten geben. Gewöhnlich deckt sich diese Meinung mit der im Leitartikel ausgesprochenen, denn Jeder ist schon von vornherein so klug, nur diejenige Zeitung zu abonniren, die seiner politischen Färbung entspricht, — gerade so, wie jeder Fromme nur in das Bethaus seiner eigenen Glaubensgemeinde geht. Und so, wie ein gläubiger Katholik vermeint, daß etwas von der Heiligkeit des Meßopfers in seine eigene Seele übergeht, wenn er, auch ohne lateinisch zu verstehen, die Formeln desselben in einem lateinischen Gebetbuch nachliest, so meint der politisch Gläubige, daß er der Würde höchster Staatsweisheit theilhaftig wird, wenn er die in seinem Leibblatte enthaltenen Betrachtungen in sich aufnimmt und die Floskeln der politischen Liturgie nachplappert. Leichtgläubigkeit, Unduldsamkeit, Fanatismus — allen diesen dem bigotten Geiste anhaftenden Gebrechen —, denen verfällt auch der Geist des — ich sage nicht des Politikers — sondern unseres Politisirers.

Gegen den wendet sich vornehmlich mein Groll. Er trägt die Schuld, daß die öffentliche Antheilnahme von den eigentlich veredelnden und fördernden Faktoren der fortschreitenden Kultur ab- und auf kleinliche, verrohende, fort-

schrittshemmende Dinge hingeleitet wird. Die Geistesthaten der Denker, die Entdeckungen der Forscher, die Siege der Erfinder werden todtgeschwiegen oder höchstens nur so nebenbei gestreift, während die Wühlereien und Hetzereien einzelner Wahlkreise, die von Vorurtheil und Unwissenheit strotzenden Programme kleiner, sich bekriegender Fraktionen in den Vordergrund der Aufmerksamkeit geschoben werden. Je kleinlicher, je nichtiger eine Frage, welche unter der Rubrik „Politik" angeregt wird, desto leidenschaftlicher und in desto größeren Kreisen wird darüber debattirt. Ganz natürlich: Das enge Philister-Geistlein vermag so etwas leichter zu überschauen, als etwas wirklich Großes. Hausklassensteuer und Wegmauthgebühren: so etwas läßt sich leichter begreifen und kommentiren, als wissenschaftliche Probleme, als Fragen von weittragender Allgemeinheit. Letztere werden in der Gelehrten- und Denkerwelt gelöst, die meisten Zeitungen nehmen nur wenig, die zeitunglesenden Politisirer gar keine Notiz davon. Wohl bringen die Feuilletons und die literarischen Beiblätter Berichte über Edisons Tonschreiber und Fernseher, über die Verhandlungen der Anthropologen- und sonstigen Kongresse, über neue Horizonte eröffnende, vielleicht neue Kulturepochen einweihende Geistes-Errungenschaften; aber darüber ist unser Freund erhaben: er befaßt sich nur mit dem politischen Theil der Zeitungen, und damit glaubt er schon seine überlegene Ernsthaftigkeit und Gediegenheit bewiesen zu haben. Mögen immerhin die Astronomen Kunde aus den Himmelsräumen bringen und Wissenstempel wie die Berliner Urania erbauen; mögen die Philosophen Aufschlüsse über die verborgensten Tiefen des Seelenlebens geben; — die National-Oekonomen Vorschläge zur Aufhebung des nationalen Elends ersinnen; — die Dichter und Denker neue und höhere ethische Ideale aufstellen, welche zur Veredlung und Beglückung der Menschheit die Wege weisen: damit giebt sich unser Politisirer nicht ab; solche Spielereien und Träumereien sind unter seiner hochwichtigen Würde. — Da sind doch vor Allem die Petitionen zu erwägen, welche für die nächste Reichsrathssitzung vorliegen. So zum Beispiel:

Gemeinde X. um Aufhebung der Amtsstundenbeschränkung an den Verzehrungslinien-Aemtern.

Die Großgrundbesitzer und Pfarrämter der Provinz***

um Veranlassung der Uebertragung der militärischen Schießstätte aus dem Flecken *** (dem Landesvertheidigungsministerium zur eingehendsten Würdigung).

Petition der Gemeinde N. N. zur Freigebung des Gänse- und Entenspiels.

Ich habe diese Anträge nicht erfunden, meine Herren, sondern aus einem politischen Blatte herausnotirt. Die Liste der Vorlagen hatte ich mit Spannung durchgeschaut, in der Erwartung, vielleicht Anträge von kulturfördernder, wohlstandsmehrender Bedeutung zu finden — Anträge z. B. auf Niederreißung handelsstörender Schranken, auf Aufhebung rechtloser Zustände, Erörterung sozialer Fragen, als da sind: internationale Schiedsgerichte, Bodenverstaatlichung u. dgl.; auf Hebung des geistigen Lebens durch energischen Schutz des litterarischen Eigenthums und Abschluß bezüglicher Verträge mit Rußland, Skandinavien und Amerika; auf Förderung des Volksunterrichts . . . aber nein, ein paar Interessenten verlangen die Verlegung der Schießstätten und das Freigeben des Gänse- und Entenspiels! Und Diejenigen, die das in ihrer Zeitung gelesen und dann am Biertisch ihre Meinung abgeben, daß das genannte Geflügelspiel demoralisirend sei, und daß die Amtsstundenbeschränkung an den Verzehrungssteuerlinien den Verzehrungssteuerbeamten von Vortheil, dem verzehrungssteuerzahlenden Publikum jedoch von Nachtheil sein könnte — die glauben wirklich, ihre staatsbürgerliche Pflicht geübt zu haben, und gehen aus solcher Debatte so gestärkt und erbaut hervor, wie der Fromme aus der Predigt.

Wenn nun in den Augen dieser Leute jede Politik als etwas Großes und Hohes erscheint, welche Dimensionen nimmt da in ihrer Werthschätzung nicht erst die sogenannte „große“ und „hohe“ Politik ein, nämlich diejenige, welche die „auswärtigen Beziehungen“, das ewig schwankende „europäische Gleichgewicht“ und namentlich die Chancen künftiger kriegerischer Zusammenstöße — die so beliebten „schwarzen Punkte“ — zum Gegenstande hat! Da werden die Pläne und Ränke aller Kabinete durchschaut; die innersten Seelenfalten des „Russen“ und die geheimsten Wünsche des „Engländers“ werden bloßgelegt; was der Serbe zu thun beabsichtigt, und wie sich der Bulgare dazu verhalten wird, und welche Veränderung in der Gruppirung der europäischen Staaten dies Alles unfehlbar nach sich ziehen

muß, das wird nunmehr mit aller Bestimmtheit — wie dies einst die Astrologen aus den Wechselstellungen der Gestirne zu thun pflegten — aus den gleichfalls „politische Konstellationen" benannten Wechselbeziehungen der Mächte vorhergesagt.

Natürlich kommt immer Alles anders — aber das entmuthigt den Konjektural-Politiker nicht. Es ist gar zu verlockend, wenn man sich das vorige Mal noch so sehr getäuscht, bei nächster Gelegenheit wieder in die Seelen-Abgründe des Russen zu tauchen und auf Grund der dort geschauten Dinge weissagend aufzutreten. Das Prinzip des politischen Scharfsinnes ist eigentlich das denkbar einfachste: es heißt nur, die Anderen für ebenso falsch halten, wie man selber falsch ist; den Anderen ebensowenig Glauben schenken, als man selber Glaubwürdiges vorbringt; hinter jeder Versicherung des Gegners ein schlau verborgenes Sonderinteresse wittern, wie man selber rücksichtslos nur das eigene Interesse im Auge hat.

Die Zeit kann, die Zeit w i r d kommen, wo an Stelle der gegenwärtig betriebenen Staats k u n st die Staats-w i s s e n s ch a f t getreten sein wird, wo allein Diejenigen zu gesetzgeberischer und völkerlenkerischer Herrschaft gelangen werden, von denen heute nur Vereinzelte in den Reihen der Staatsmänner und der Volksvertreter vorkommen, Solche nämlich, die ehrlich nur die Wahrheit suchen und mittels der Wahrheit einzig das Wohl — das allgemeine, sämmtliche gesittete Nationen umfassende Wohl erstreben werden.

Für die Politisirer werden das freilich schlechte Zeiten sein. Ueber die Stückchen der (mehr oder minder schwarzen) Staatskunst können alle Dilettanten leicht mitreden; von der Beurtheilung und Berechnung s t a a t s w i s s e n-s ch a f t l i ch e r Ergebnisse wird der Unwissende natürlich ausgeschlossen bleiben. Dem sicheren Walten erkannter Naturgesetze gegenüber giebt es keine „Konjekturen" mehr! Das ist's ja, wodurch die Wissenschaftlichkeit sich unterscheidet: sie braucht niemals zu lügen, niemals schlau, niemals — „politisch" zu sein. Sie kennt keinen Nebenzweck und kennt keinen Hintergedanken.

Vor solcher Gesellschaftskunde und ihren jetzt schon vereinzelt auftauchenden Vertretern verneige ich mich tief. Eine ihrer Hauptsegnungen wird die Vertilgung der ganzen Kannegießerei sein. Es ist unberechenbar, welche Summe

von Antheilnahme, von Zeit, von Gedankenarbeit, die jetzt verkonjekturirt und verpolitisirt wird, dann auf vernünftige, glücksfördernde Zwecke wird verwendet werden können; Zwecke, die nicht nur einer Kaste, einer Fraktion zu gute kommen, sondern der Gesammtheit. Jener Nutzen des Einen, der auf dem Schaden des Andern beruht, und der das Ziel aller politischen Ränke ist, von dem will die Wissenschaft nichts wissen. Himmelskunde und Heilkunde, Dienstbarmachung von Dampf und Elektrizität, Erforschung biologischer Gesetze, Alles das soll und muß Allen dienen. Und so wird auch die richtige Staatswissenschaft die Gesetze des Gemeinschaftslebens erforschen und danach den gedeihlichen Fortschrittsgang der ganzen Kulturwelt regeln. Dann aber — so wie heute die Astrologen von den Astronomen, die Quacksalber von den Hygienikern, die Alchymisten von den Chemikern verdrängt worden sind, so werden von den Gesellschaftskundigen der Zukunft die gegenwärtigen schlauheitsbeflissenen Politiker und — was noch mehr werth ist — jene weisheitstriefenden Politisirer in die Flucht geschlagen worden sein.

Und jetzt, meine Herren, wenn Sie wollen" — schloß der Doktor, indem er aufstand — „lassen Sie uns erörtern, wie die Dinge sich wohl gestalten würden, wenn das Balkangebiet —"

„Nein, nein" — unterbrachen wir Alle — „Achtung vor Paragraph 8!"

XVIII.

Die Dummheit.

„Wenn ich gleich mit der Behauptung anfange, daß die Mehrzahl der Leute mit der Eigenschaft behaftet ist, welche den Gegenstand meines heutigen Vortrages abgiebt, so wird dem Niemand widersprechen und doch auch Niemand sich beleidigt fühlen, da jeder überzeugt ist, der dummheitsfreien Minderzahl anzugehören.

Zu allen Fehlern der Welt wird ein Mensch sich eher bekennen, als zu diesem, dessen große Verbreitung unter seinen Mitmenschen er bereitwillig anerkennt. Man gesteht gern ein, daß man etwas boshaft, furchtbar träge, sehr jähzornig, entsetzlich leichtsinnig sei — aber dumm? das kann man bei aller Aufrichtigkeit nicht zugeben, denn — das ist man ja faktisch nicht. Man wird aber auch um keinen Preis geradeheraus von sich sagen: „Ich bin gescheit“, denn das gilt als der Gipfel der Unbescheidenheit. Dagegen kann man ganz gut äußern, ohne lächerlich anmaßend zu erscheinen: „Ich bin gut!“ sogar: „zu gut, fleißig, redlich, ausdauernd, wahrheitsliebend, geduldig, enthaltsam,“ kurz, man kann sich als einen Ausbund von Tugenden hinstellen, ohne dadurch die Anderen zu verstimmen, wenn man nur stillschweigend zugiebt, daß man von diesen Anderen an Verstand wohl übertroffen werden mag. Es ist auch gar nicht so grob, Jemanden in leidenschaftlichem Tone der Falschheit, des Hochmuths und aller möglichen Laster zu beschuldigen, als ganz sanft zu sagen: Sie scheinen mir etwas – beschränkt. Das ist der Grund, warum in manchen Streitfragen zwischen dem höflichen Gescheiten und

dem ebenso höflichen Dummen der erstere oft zu kurz kommt. Denn während der Vertheidiger der dummen Theorie, ohne gegen die Höflichkeit zu verstoßen, dem anderen sagen kann: „Ihre Ansicht ist gefährlich, ist lächerlich, ist ruchlos," muß dieser — schon aus Lebensart, aus Zartgefühl — die Entgegnung: „Und ihre Ansicht ist bodenlos dumm" gewaltsam zurückdrängen.

Lassen Sie uns nun, meine Verehrtesten, damit ich über das ergiebige Thema behaglich und verständnißsicher weiter plaudern könne, unsere beiderseitige Stellung im Reiche der Nichtdummheit affirmiren. Blinde können am allerwenigsten über Augenschwäche verhandeln, also könnten ein paar mit Verstandesstaar Behaftete sich nicht über die Licht- und Schattenerscheinungen des Geistes unterhalten. Vor allem wollen wir die Dummen als aus dem Kreise meiner Zuhörer ausgeschieden betrachten, dagegen ersuche ich Sie, es als glaubwürdige Hypothese hinzunehmen, daß ich nicht auffallend dumm bin, und nunmehr kann die Unterhaltung beginnen. Wir wollen über die Dummheit losziehen, daß es eine Lust ist — wir Alle sind ja dabei ganz aus dem Spiele. („Ich schon — ob aber auch Du? . . ." denkt hier Jeder im Stillen.)

Die Dummheit ist, obwohl sich kein Einzelner davon betroffen fühlt, doch sicher das allerverbreitetste Uebel. Und leider nicht als solches erkannt, gefürchtet, noch verfolgt. Im Gegentheil, es genießt den Ruf harmloser Gutmüthigkeit; es wird belächelt, sogar belobt: „rührende Einfalt" — mitunter beneidet: „Selig sind die Armen im Geiste", und die davon Behafteten gelten so wenig für schuldig und straffällig, daß man die Dummheit selber bisweilen euphonistisch als Unschuld — heilige Unschuld — bezeichnet.

Da erscheint im Allgemeinen die Vernunft viel gefürchteter und geschmähter. Luther nannte sie des Teufels — Curtisane (um auch euphonistisch zu sprechen), und von dem Grübeln und Deuteln der Vernunft wird heute noch von allen Glaubenslehrern stets nachdrücklich gewarnt. Verboten ist die Vernunft nicht mehr — aber leider ist's die Dummheit noch nicht.

Man wende mir nicht ein, daß ein Mensch für seinen Mangel an Verstand nicht zur Verantwortung gezogen werden könne, da derselbe ein natürliches Gebrechen und als solches gerechterweise nicht straffällig sei. Auch Grau-

samkeit, Habgier und Unredlichkeit sind natürliche Anlagen und werden an sich nicht bestraft; erst deren Bethätigungen, sofern dieselben gemeingefährlich sind — Mord und Diebstahl — verfallen dem Gesetze und der Sühne. Daß die Bethätigungen der Dummheit auch gemeingefährlich sind, das hat man noch nicht genügend einsehen gelernt, und weil man bei durch Dummheit verursachtem Schaden die Ursache für unschuldig hält, so gelten auch die Folgen für entschuldigt. Nicht belächelt, noch bemitleidet, sondern von allen menschlichen Schwächen als die niedrigste sollte Unvernunft verabscheut werden; die sogenannte „sittliche Entrüstung", welche durch des Nebenmenschen Bosheit, Unmäßigkeit und Tücke wachgerufen wird, sollte ebenso zornig über dessen Dummheit aufwallen.

Wenn einmal im Zeitbewußtsein die Vernunft mit der sogenannten „Güte" auf gleicher Ansehungsstufe stünde; wenn sie als gleich moralisch gälte, dann würde mittels Erziehung, Predigten und eigener Anstrengung viel energischer auf deren Anwendung hingearbeitet werden, als dies jetzt geschieht, wo man in der Dummheit nichts „Unmoralisches" sieht. Aber die Dummheit ist unter uns der sittlichen Verachtung noch nicht ausgeliefert, gerade so, wie unter Menschenfressern die Menschenfresserei nicht verpönt ist — sie ist noch zu allgemein verbreitet, um das öffentliche Gewissen zu beunruhigen. Es giebt noch keine „öffentliche Vernunft", gegen die man verstoßen könnte, wie etwa gegen die „öffentliche Sittlichkeit", sonst müßte nach demselben Prinzipe, welches in den Zeitungen unzüchtige Annoncen verbietet, auch ein Strafgesetz gegen das Ankündigen von Wundermitteln, zugesicherten Ternogewinnsten oder dergleichen erlassen werden und strenger als der Vertrieb pornographischer Literatur müßte der Verkauf von — hier möchte man so manchen Lesezweig, so manches Journal namhaft machen, aber sagen wir — der Verkauf von Traumbüchern untersagt sein. Die prohibitiven Maßregeln gehen ohnedies nicht von der Absicht aus, das von ethischem Standpunkt Verwerfliche zu brandmarken, sondern es ist ihr Zweck, den schädlichen Folgen der als Verbrechen und Vergehen bezeichneten Handlungen vorzubeugen.

Nun aber frage ich, sind die Folgen angewandter Bosheit, Habgier, Unmäßigkeit u. s. w. etwa weniger verderblich, als die Folgen der dummen That? Gewiß nicht; nur

liegen sie von ihrer Ursache gewöhnlich etwas weiter entfernt, und um sie in ihrem Zusammenhange wahrzunehmen, muß schon ein höherer Grad von Vernunft vorhanden sein, als dem öffentlichen Geiste — aus dessen Gehalt die jeweilige Gesetzgebung entspringt — zu Gebote steht.

Kann man sich etwas Fürchterlicheres vorstellen, als die Leiden, welche der Menschheit aus dem Verfahren der Torturjustiz erwachsen sind? Und wodurch konnte dieses Verfahren Bestand haben? Einfach durch die Unzulänglichkeit der allgemein angewandten Denkkraft. Einzelne Geister haben gewiß auch schon zu damaligen Zeiten die so einleuchtenden Gedanken gefaßt: die Folter erzwingt jedes beliebige Zugeständniß — ein solches beweist nichts — es ist daher ebenso unnütz, durch Qualen dieses haltlose Geständniß zu erpressen, als es ungerecht ist, auf dasselbe die Schuldigsprechung zu begründen. Aber zu dieser Schlußfolgerung, die aus mehreren Sätzen besteht, war die öffentliche Vernunft noch nicht herangereift: sie vermochte höchstens aus zwei Sätzen zu folgern, etwa: Wer gefoltert wird, kann in der leugnenden Lüge nicht verharren — und: das Verbrechen ist eingestanden, daher muß die Strafe vollzogen werden. Daß die in diesen zwei Gedankengruppen versteckten logischen Fehler nicht entdeckt, daß beide nicht zusammengefaßt und die Nebenumstände, welche sich aus der Zusammenfassung ergeben, gar nicht in Betracht gezogen werden konnten, war doch weiter nichts als — Unvernunft. Nicht weiter als einen Zug auf einmal sehen — das ist sowohl im Schachspiel, als in allen Angelegenheiten des Gedankens das Merkmal des schlechten Spieles und des schwachen Geistes, während der Blick über eine große Anzahl von Zügen, nebst den durch dieselben entstehenden Kombinationen und Komplikationen das Merkmal des guten Spielers und des scharfen Denkers ist.

Aus dem Beispiel der Tortur erhellt wohl am deutlichsten, wie unvereinbar die Dummheit mit Gerechtigkeit ist; letztere aber stellt eines der höchsten sittlichen Ideale vor; folgerichtig ist das gerechtigkeitshemmende Moment ein ethisch verwerfliches. Wie sehr der Aberglaube, diese allgemeinste und wegen ihrer Vetterschaft mit dem in hohem Ansehen stehenden Glauben so schonend behandelte Form der Dummheit — wie sehr der Aberglaube Unglück und Gräuel nach sich zieht, das zeigt doch die ganze Geschichte der

armen Menschheit. . . . „Verbrennt die Juden, sie haben die Brunnen vergiftet.“ — „Bindet dem Kinde (es hat ein Gerstenkorn) eine Nußschale auf das Auge und gebt eine lebende Spinne darunter.“ „Tödtet die Aerzte — sie sind gekommen, die Cholera unter uns zu verbreiten.“ „Vernichtet die Christenhunde und ihr kommt in Mohamed's Paradies!“: Alles, Alles Schlachtrufe der Dummheit, dieser grausamsten, verderbenbringenden Geißel, dieser blinden Vernichterin aller Glückstriebe! Würde doch auch gegen sie bald das Kriegsgeschrei der Vernunft — nicht in einzelnen Stimmlauten, sondern in siegesjubelndem Chor durch die Welt brausen!

„Man gehe jedem beliebigen Uebel auf den Grund“, hat ein berühmter französischer Autor gesagt, „immer wird man nicht Bosheit finden, sondern Dummheit.“ Wer wollte nicht ebenso gern unter dem Kommando eines Tyrannen, als unter dem eines Blödsinnigen stehen? Und ist der Blödsinn — in etwas milderer Form — nicht noch häufig genug am Ruder, oder besteht die „Majorität“ etwa überwiegend aus Genies? Dahin hätte alle soziale Reform zu streben: Die Macht in Händen der Weisheit.

Die wärmste Bewunderung, die allgemeinste Huldigung sollte dieser an der Spitze aller menschlichen Tugenden stehenden Kraft — der Kraft des Verstandes, dargebracht werden. Milde, Gerechtigkeit, Edelsinn, Mäßigkeit sind nur Blüthen vom Baume der Weisheit. Auch der Scherz und der Witz, die lebensfrohe Narrheit blühen am selben Stamme, und die gewollten, lachenden „Dummheiten“ mit Dummheit zu verwechseln — mit der in pedantischer Schwerfälligkeit einherschreitenden Dummheit — ist auch nur die Gepflogenheit der letzteren.

Was ist's, das des Menschen Hoheit und Würde ausmacht, das ihn über das Thier erhebt? In organischer Beziehung — das Gehirn, in geistiger — die erhöhte Denkkraft. Ob man nun annimmt, daß sich der Mensch aus der Thierheit langsam herausentwickelt hat, oder mit den Gegnern der Abstammungslehre behauptet, daß er vom Ursprung an höher geartet ins Dasein trat, das unterscheidende Merkmal bleibt immer der Geist. Sittliche Entwickelung besteht aus der Abstreifung des Thierischen, des Rohen — und so gut wie Blutgier ist Stumpfsinn ein bestialisches Attribut. Der französische Sprachgeist hat diese

Uebereinstimmung zwischen Dummheit und Thierheit im Doppelsinn des Wortes bête festgehalten.

So aufgefaßt, soll die Dummheit derselben moralischen Verachtung anheimfallen, welcher alle bestialischen Triebe und Zustände preisgegeben sind, und das Gefühl der moralischen Verpflichtung soll entstehen, daß der Vernunft — als der würdevollsten unter den menschlichen Tugenden — mit nicht geringerem Eifer zugestrebt werden müsse, als den übrigen sittlichen Idealen. Eine Dummheitsverjagung und -Ausrottung sollte in Scene gesetzt werden, gegen welche die Maurenvertreibung in Spanien und die Christengemetzel im Orient als energielose Spielereien erscheinen. Aber wohlgemerkt: um Mord und Todtschlag könnte es sich da nicht handeln; nur mit den Waffen des Geistes, nur mit dem Aufwande aller verbündeten Verstandeskräfte müßte dieser Krieg gegen die gewaltige große Feindin geführt werden: von ihren Thronen soll sie herabgestürzt, in ihren Zwingburgen überfallen, aus ihren Schlupfwinkeln hervorgejagt — alle Masken sollen ihr vom Gesicht gerissen werden — die Masken der Gutmüthigkeit, der Frömmigkeit, der Gelehrtheit — auf daß sie überall erkannt werde in ihrer vollen Häßlichkeit und Gefährlichkeit, auf daß die Losung der dem Thierischen immer mehr und mehr entwachsenden Menschheit allenthalben laute: Nieder mit der Dummheit!"

XIX.

Das liebe, liebe Ich.

An jenem Abend befand sich eine liebenswürdige alte Frau in unserer Gesellschaft. Der gewohnte freie Vortrag fiel diesmal aus, dagegen entspann sich zwischen Doktor Hellmut und seiner Gastin ein lebhaftes Zwiegespräch, dessen Wortlaut ich abstenographirt habe.

Der Doktor hatte irgend eine Bemerkung fallen lassen:

„Sie sind ein Egoist!" sprach die alte Dame und wandte unwillig den Kopf ab.

„Was sollte ich sonst sein?"

„Also Sie vertheidigen sich nicht einmal? Sie geben es zu — und schämen sich nicht — daß mein Vorwurf gerecht ist? Was Sie sonst sein sollten — wie man nur so fragen kann: eben kein Egoist."

„Ich soll mich nicht lieben, d. h. mir nicht das Beste wünschen, nicht Nachsicht mit meinen Fehlern üben, nicht trachten, mir alles erdenkliche Gute zuzuwenden und jedes Uebel zu vermeiden? Das ist zu viel, das ist Unmögliches von mir verlangt, meine Gnädige."

„Das Gebot der Nächstenliebe —"

„Verliert seine ganze Grundlage und kann gar nicht befolgt werden, ohne die Selbstliebe, denn bekanntlich heißt es: —"

„Ja, ja: „wie Dich selbst", das ist richtig ... Aber es giebt noch eine höhere Pflicht: die Selbstaufopferung."

„Dies, als allgemeine Forderung aufzuerlegen, zeigt von wenig Liebe für Jene, an die man sich wendet. Denken Sie sich, verehrte Predigerin und Seelenhirtin, Ihre Gemeinde bestehe aus — sagen wir zehn Schafen; wenn

nun jedes davon sich für die übrigen Neun aufopfert und dem eigenen Glücke freiwillig entsagt, wie viel unglückliche Schafe wären dann vorhanden und was wäre die Summe des erreichten Wohles?"

„Auf diese Weise, als arithmetisches Problem hingestellt, ergäbe sich freilich die Lösung: unglückliche Schafe — zehn; erreichtes Wohl — Null. Aber das Problem ist ein ethisches und da läßt sich — ohne Fehler nicht so rechnen. Auch handelt es sich in der menschlichen Gesellschaft nicht nur um zehn Geschöpfe . . ."

„Die Größe der Zahl kann an dem Ergebniß nichts ändern. Der Rechenfehler liegt in der Forderung. In unserem Fall ist der Einzige, welcher bei der Aufopferung der Zehn gewinnen konnte, der predigende Elfte, falls er sich wohlweislich hütet, selber zu thun, was er von den Anderen begehrt. Glauben Sie mir, die meisten und eindringlichsten Ermahnungen: „Plagt Euch! — Verzichtet! — Entbehrt! Gebt Euer Gut und Blut hin!" sind stets von Jenen ausgegangen, die als Elfte von dem Opfer der Zehn Gewinn hatten."

„Das wäre ein bequemes Verfahren, um sich der Befolgung von Tugendmaximen zu entziehen, wenn man Diejenigen, die uns ermahnen, selbstsüchtiger Motive beschuldigt. Und dabei ertappe ich Sie auf einem Widerspruch: zuerst vertheidigen Sie den Egoismus, dann umschreiben Sie denselben als einen verächtlichen Beweggrund."

„Der Egoismus, der auf Kosten fremden Leides die eigene Freude erreichen will — erreichen kann, den verachte ich allerdings, den hasse ich aufrichtig. Des Nächsten Selbstliebe will ich respektirt wissen; sein Recht, froh zu sein werde ich ebenso unangetastet lassen, als ich das meinige unverkürzt behaupten will. Er soll sich mir zu Liebe nicht aufopfern, soll aber auch von mir nicht gebieterisch verlangen, daß ich es seinetwegen thue."

„Wo bleibt dann die Hingabe — wo bleibt die Liebe überhaupt?"

„Innerhalb der Grenzen des „Ich". Was mir lieb und theuer ist, das ist mein — mein allereigenstes ist's — der werthvollste Theil meines Selbst."

„Das lasse ich allenfalls gelten, wo es sich um die eigenen Kinder oder um den Gegenstand begehrlicher

Liebesleidenschaft handelt, aber die Aufopferungskraft kann weit über den Kreis der Einem angehörigen Lieben hinausreichen. Glaube, Freiheit, Ehre, Vaterland — leidet, entbehrt, stirbt man nicht für diese Dinge?"

„Gewiß. Und auf zweierlei Weise. Entweder gezwungen, dann ist man das Opfer fremden Eigennutzes, oder in freiwilliger Begeisterung — dann befriedigt man den eigenen jeweilig stärksten Wunsch."

„Nicht nur ein Egoist — ein Sophist sind Sie auch! Sie vermengen die Begriffe, um mich irre zu führen. Sie wollen mir den Gegensatz von Selbstliebe wegdisputiren, indem Sie alle Bethätigung dieses Gegensatzes auf selbstliebende Motive zurückführen — das ist Taschenspielerei. Aber ich will Sie dennoch in die Enge treiben. Zugegeben, daß die selbstlosen Thaten, die für eine begeisternde Idee geleistet werden, zunächst die eigene Befriedigung erzielen — wie steht es aber mit den Gefühlen und Handlungen, die dem Korpsgeiste entspringen, mit den Opfern, die der Einzelne freudig dem Ganzen bringt, sei dieses Ganze nun Klasse, Gemeinde, Nation. Wo bleibt da ihr stets sieghaftes Ich-Prinzip — ist es da nicht endlich überwunden?"

„Ganz im Gegentheil. Hier tritt es erst recht ungeberdig auf. Der Klassenegoismus ist ja tausendmal heftiger und kräftiger, als der individuelle ... der kennt keine Rücksichtnahme auf fremde Rechte; immer kampfbereit und —"

„Halten Sie ein! — denn schon der Ausdruck, von dem Sie ausgehen, birgt, will mir scheinen, einen Fehler: in der Klasse — der Gemeinschaft — hat das ego aufgehört zu gelten; wie kann man da logischerweise von Klassenegoismus reden?"

„Was ist ein Organismus? — Eine Gesellschaft von Zellen —"

„Wie gehört d a s hierher? Aha — Sie lenken ab."

„Durchaus nicht — ich bin bei der Sache. Da, wo diese Gesellschaft so zusammengefügt ist, daß Sie ein L e b e n bildet, da ersteht — sozusagen — als Centrum oder, besser noch, als Kulminationspunkt — ein mit dem Triebe der Selbsterhaltung versehenes, wirkendes Ich — ein Ich, welches trachtet, zu gedeihen, glücklich zu sein, welches mit einem Worte — egoistisch ist. Die einzelnen

Individuen, welche im Dienste des Klassen- oder Nationenvortheils ihres eigenen Nachtheils nicht achten, die handeln im Banne eines höheren Lebenswillens, eines mächtigeren Ichs, von dem sie nur die konstituirenden Gehirnzellen abgeben."

„Schönsten Dank! Diese einfache, krystallklare Erklärung —"

„Sie spotten?"

„— hat noch gefehlt, um mich zu überzeugen, daß Sie mit ihren Argumenten nicht nur Sophistik, sondern Charlatanerie treiben."

„Gleichfalls schönsten Dank."

„— und alledem liegt nur die furchtbar hohe Meinung zu Grunde, die Sie vom „Ich" im Allgemeinen, und im Besonderen wohl von dem eigenen hegen."

„Wenn Sie glauben, daß mir das Ich gar so viel Respekt einflößt, da irren Sie. Sie denken gewiß viel höher davon."

„Von dem Ihrigen?"

„Nein, auch von dem eigenen nicht, ich meine den abgezogenen Begriff — Bewußtsein, Persönlichkeit — oder wie immer Sie das Ding nennen wollen. Sie glauben wohl an die Beständigkeit des „Ich"?"

„Gewiß. Zwar modifizire ich mich — doch bleibe ich stets dieselbe Person."

„An dessen Einheit?"

„Natürlich."

„An dessen Unsterblichkeit?"

„Wie man nur so fragen kann!"

„Also da haben wir's: Die allererhabensten Eigenschaften, die uns von der Erfahrung in der ganzen Natur nicht vorgezeigt werden, die wir nur ersonnen haben, um unsern Gottbegriff zu konstruiren — Unwandelbarkeit, Einheit, Ewigkeit — damit statten Sie jedes Ichlein aus! Nein, so anmaßend bin ich lange nicht. Eins und ewig ist das All — eins und ewig ist jedes der Atome, aus welchem das All sich zusammensetzt, aber die zahllosen Kombinationen und Komplikationen, die da als Individuen — als körperliche und geistige Lebewesen, als Stäubchen und als Sterne — die Welt durchblitzen, die müssen, wie sie angefangen haben, auch aufhören. Ewig kann nur bleiben, was ewig war. Für stets neuerstehende Unsterblichkeiten hätte selbst die Unendlichkeit keinen Platz."

„Sie werden metaphysisch, mein lieber Doktor.“

„Mit dieser Verbalinjurie treffen Sie mich freilich am härtesten, gnädige Frau. Denn bekanntlich, wenn Einer etwas erklärt, was er selber aufgehört hat, zu verstehen, so heißt das Metaphysik. Aber gerade die Methode, welche mit der Metaphysik gebrochen hat, nämlich die naturwissenschaftliche, ist es, welche das Ich — oder mit anderen Worten, die Seele — des nebelhaften Mysticismus entkleidet. Die moderne Psychologie arbeitet auch mit einer Art Mikroskop: das Ich wird zerlegt und da hat man erkannt, daß es weder eins noch ewig ist. Ein Doppel-Ich — das müssen Sie mir zugestehen — das nimmt wohl Jeder — ich möchte sagen, auch „unbewaffneten Auges“ an sich wahr. Wer an sich Beobachtungen anstellt, oder wer mit sich kämpft, muß nothwendigerweise schon mindestens zwei sein. Die genauere Forschung aber hat ergeben, daß man nicht nur ein Doppel-, sondern ein Massen-Ich sei, so wie umgekehrt — was ich vorhin schon andeutete — die Massen von einem scheinbar einheitlichen Ich durchströmt werden — oder was wäre denn sonst jenes gleiche Fühlen und gleiche Wollen, das einen begeisterten oder geängstigten Haufen erfüllt? Zahlreich und wechselnd sind die Bewußtseinszustände, aus welchen das famose ego — für das Sie vergebens beständige Einheit fordern, sich jeweilig bildet. „Das Ich“ — so drückt dies ein modern denkender Dichter — Rudolf Hoyos — sogar in Versen aus:

Das Ich besteht aus tausend Ichen,
Verschieden jedes in der Zeit;
Das gestrige ist längst gewichen,
Ein anderes fühlt und handelt heut'.
Und morgen wird ein neues wandeln
Durch Elend oder Seligkeit;
Wird anders fühlen, anders handeln
Im Stolz auf seine Ewigkeit.

„Wahrlich, Sie erschrecken mich! Aus tausend immer wieder verschwindenden Persönchen sollt' ich bestehen? Nimmermehr! Es wäre mir zu schmerzlich, auf das Bewußtsein meines ungetheilten, untheilbaren, ewigen Ichs zu verzichten.“

„Da haben Sie den Beweis, daß Sie — im Sinne der Selbstüberhebung — egoistischer sind, als ich. Aber, glauben Sie mir, verehrte Frau, wenn wir die Seele als eine

Gesellschaft von Ideen, Gefühlen, Bestrebungen und Idealen auffassen und nicht als ein einzelnes, geheimnißvolles Agens, welches hinter allen diesen Dingen weilt, so bleibt dieser Organismus doch die herrlichste Erscheinung in der Natur, und die moralische Aufgabe, jene Ichbestandtheile stets zu veredeln und zu erweitern, fällt nicht weg. Immer intensiver — und dadurch scheinbar einheitlicher — soll das Ichbewußtsein in den Seelen sich entwickeln. Sehen Sie, wie im Wahnsinn — selbst schon im Traume — diese Centralisirung der Ideen aufhört, wie da alles Gedachte zerflattert, wie da die „tausend Iche", einander widersprechend, einander aufhebend, zu keinem selbstbewußten „Selbst" sich kondensiren können. Wenn dann der Erwachte, der Genesene, von den Handlungen und ausgesprochenen Ideen vernimmt, als welche seine verstreuten Iche sich bethätigt haben, so behauptet er dann, das sei nicht Er gewesen. Und war der Zustand nicht Wahnsinn, nicht gewöhnlicher Schlaf, sondern Hypnose oder sonst eine durch spiritistischen Ritus hervorgebrachte Verzückung, so behauptet er gar: das sei ein „Geist" gewesen. Nun ja: er war's nicht, der da schrieb und sprach; schreiben und sprechen sind aber die Kundgebungen eines intelligenten Wesens, folglich — dies „folglich" scheint so einfach — war's ein Geist."

„Sie glauben hingegen, daß es der eigene Geist, das Ich des Hypnotischen oder Ekstatischen gewesen?"

„Ein Stückchen seines Geistes nur — und nicht sein Ich. Denn unter diesem ist nur das gesunde, wachende, normale Zusammenwirken aller geistigen Funktionen zu verstehen — vor Allem: Bewußtsein und Gedächtniß. Das klar bewußte „ich weiß", „ich will", „ich bin", das ist die höchste Blüthe des Gehirn- oder sagen wir des Seelenlebens; das ist das ego. Und das darf Niemand geringschätzen. Es ist der Träger des schönsten Zieles aller Bestrebungen — nämlich des Glückes — denn gäbe es ein solches ohne vollbewußte Geschöpfe, die da sagen und fühlen können, „ich bin glücklich"? Das Ich — man kann gar nicht anders, als es lieben — soll offen geliebt werden dürfen. Jeder soll den eigenen Glückseligkeitstrieb von allen Anderen geachtet und anerkannt wissen, wodurch Jedem desto eindringlicher die Pflicht erwächst, die Eigenliebe der Andern zu schonen, ihr Glück zu fördern. Auf diese Art

nur kann die allgemeine Nächstenliebe, die ausgedehnteste Fremdrücksicht entstehen. Nichts soll dem Ich von seinem Adel und seinen Rechten weggeleugnet und weggeheuchelt werden — es ist das wichtigste, es ist —"

„So! Da wären Sie wieder bei ihrem Ausgangspunkt angekommen: Die Verherrlichung des ego. Es bleibt dabei. Sie sind ein Egoist. Und noch dazu im großen Style — da Ihnen Ihr liebes Ich ja doppelt oder gar massenhaft erscheint."

„Es giebt Augenblicke, da ich nur ein halbes zu haben glaube — da mich die Sehnsucht nach Ergänzung, nach Auffindung meines anderen, besseren Ich erfaßt . . ."

„Mit anderen Worten — Sie möchten heirathen? Da wüßte ich Ihnen eine vortreffliche Partie . . . ich kenne ein allerliebstes Mädchen — hübsch, reich, selbstlos — —"

„Und einem so krassen Egoisten, einem sophistischen Charlatan, einem . . . ich weiß gar nicht mehr, was Sie mich alles geheißen haben, dem wollten Sie das arme Kind — —"

„Je nun, an einem oder dem andern Ihrer tausend Iche mag immerhin auch etwas Gutes sein — —"

XX.

Sozialpolitische Unterhaltungen.

Natürlich ward auch in unserem Kreise mehr als einmal die soziale Frage aufs Tapet gebracht. Unserer Aufforderung, seine Ansicht darüber in einem Vortrag auszusprechen, fügte sich Doktor Hellmut, indem er lächelnd sagte:

„Das läßt sich nicht abwehren. Zu den Gesprächsstoffen, von welchen Einer absolut nichts zu verstehen braucht, um mitzureden — weil eben Jeder mitzureden pflegt — gehört dieser obenan. Es ist daher gar nicht nöthig, eine Entschuldigung vorzubringen, daß man — obgleich der erforderlichen Vorkenntnisse ermangelnd — seiner „unmaßgeblichen Meinung“ hierüber Ausdruck geben wolle; und noch weniger nöthig ist es, sich den Anschein zu geben, als habe man solche Vorkenntnisse erworben. Muß man etwa Meteorologie studirt haben, um vom Wetter zu reden? Da wäre es um die gesellige Unterhaltung schlecht bestellt; und wahrlich, ich glaube, heutzutage wird sogar das Wetter weniger besprochen, als die sogenannte soziale Frage und was drum und dran hängt.

Ueber die Unsterblichkeit tiefsinnige Betrachtungen auszutauschen, was einstens jedes „ästhetischen Thees“ beliebteste Grundlage bildete, ist aus der Mode gekommen. Das Thema bot zwar auch den Vortheil, daß Jeder etwas Sicheres darüber zu sagen wußte, aber heute ist man positiver geworden; die Thees (größtentheils in Gestalt von Bieren servirt) sind nicht mehr ästhetisch, sondern politisch-sozial-ökonomisch-reformatorisch. Der Staat wird dabei abwechselnd umgestoßen und gerettet, die Ordnung untergraben und gefestigt, die Gesellschaft vernichtet und neuorganisirt und was derlei harmlose Geistesübungen mehr

sind. Mit ein paar Phrasen wird das Alles fertig gebracht. Von allen Fragen ist die soziale offenbar die einfachste, denn man kann fast Niemand begegnen, der nicht mit einer kurzgefaßten und leichtfaßlichen Lösung zur Hand wäre. Achtstundentag — Bourgeoisausrauben — Lohnerhöhung — Judenhinauspeitschen — Produktionsmittel-Verstaatlichung — Arbeiterschutzkongresse — Massenstrikes — Volksbildung — Kapitalaufhebung — blutige Strenge und Sonntagsruhe; das sind so die pro- und contra-Maßregeln, deren Anwendung, wie es scheint, unfehlbar die Sozialdemokratie entweder sieghaft oder unschädlich machen müßten.

Ich will versuchen, Ihnen eine kleine Auslese von unterschiedlichen Meinungen vorzulegen, die dort und da — von Dummen und Gescheidten, von Gegnern und Anhängern, von Unterrichteten und Garnichtswissern — gelegentlich zu hören sind:

Die Frau Gräfin: (Mit milder Strenge — herablassend zwar und gerührt, aber in gebührend zurechtweisendem Tone.) Genügsamkeit sollte man den Leuten beibringen ... Daß man für ihr Alter sorge, da bin ich auch dafür — aber in der rüstigen Zeit sollen sie nur fleißig sein. Wenn man seine Ansprüche erhöht, so ist das keine Wohlthat für den armen Mann. Dafür sollte der Staat schon sorgen — auch die Herrschaften sollten es — daß Jeder, der brav ist, Arbeit bekomme ... und mit 60 bis 80 Kreuzer täglich kann Einer ganz gut leben ... kann sich satt essen und noch etwas ersparen ... Wenn die Hetzer nicht wären, so fiele den Leuten auch nichts ein ... Wenn ich denke, in meiner Jugend, wie war Alles vergnügt und zufrieden ... Nicht nur das gemeine Volk, auch die Bürgerlichen waren viel einfacher — jeder blieb in den Grenzen seines Standes ... jetzt aber wollen Alle hoch hinaus. Mit dem Verwöhnen thut man den niederen Klassen nichts Gutes — und gegen die verlumpten aufrührerischen Demagogen sollte man streng vorgehen ... die sind an der ganzen sozialen Frage schuld ... Aber, wie gesagt; etwas soll man schon für die Armen thun ...

Landedelmann (leidenschaftlicher Jäger und Heraldiker. Liest nur alte Chroniken — niemals ein modernes Buch, nicht einmal Zeitungen. Hört nur bisweilen von anderen Zeitungslesern von den Tagesfragen reden.) Was eigentlich an den Strikes u. dgl. die Schuld trägt, das liegt weit zurück. Hätte im Jahre 48 Windischgrätz ordentlich die Kanonen aufziehen lassen,

so wäre überhaupt noch strenge Ordnung im Staate... Zugeständnisse soll man den Proletariern gar keine machen, denn dann wollen sie immer mehr und mehr. Sie haben ja die Freiheit — jeder aus dem Volke kann was immer für eine Carrière einschlagen — Bauernsöhne können studiren und Minister werden ... aber es kann doch nicht lauter Minister geben? Und Bauern braucht man auch — wer würde sonst die Felder bestellen?

Die Frau Steuereinnehmersgattin. (Horizont ihrer Interessen: Fleischpreise, Dienstbotenschlechtigkeit, Weißnäherei, Nachbarklatsch. Liest aber doch die Zeitung.) Was diese Arbeiter nur wollen? Bitt' Sie — die Professionisten stehen sich ja viel besser als die Beamten ... leicht verdient sich Einer fünf bis sechs Gulden in der Wochen — dabei braucht er kein Gehrock und seine Frau braucht kein Dienstboten... ich sag' Ihnen: zum Beneiden ist so ein Maurer oder Bäckerg'hilf, oder Rauchfangkehrer... Aber unverschämt sein's — man muß sich furchtbar in acht nehmen mit die Handwerker: wenn man nit früher bis auf'n Kreuzer mit ihnen aushandelt, nachher schmieren's ein' an — und mit'n Geld, was ihnen überbleibt, gehn's ins Wirthshaus... dort schwabet ihnen so ein „Arbeiterführer" was vor und erhitzt ihnen noch mehr die Köpf — da striken's, um noch einmal soviel Lohn zu kriegen. Natürlich wird dann Alles noch einmal so theuer — und Unsereiner kann schon gar nit mehr auskommen — das heißt man sozialdemokratisch.

Der Antisemit und deutsche Bruder. (Beim siebenten Krügel Bier. In Hemdärmeln, die Ellbogen auf dem Tisch. Fühlt sich aber vornehm — in seinem Kastenstolz als „Arier".) Der Bauer wird ausgesogen, das christliche Kleingewerbe wird zu Grunde gerichtet, das Volk wird ausgebeutet, alles Kapital häuft sich bei den Juden und wenn wir die nicht bald unschädlich machen, so geht die ganze christliche Welt aus den Fugen... Es giebt keine andere Sozialreform als die Ausrottung der ganz korrumpirten, semitischen Wirthschaft. Das sieht aber die von der judenliberalen Presse schon ganz verjudete Gesellschaft nicht ein, und sie rennt in ihr Verderben.

Der liberale Politiker. (Rechtsanwalt und Schriftsteller; warmherzig, klarköpfig.) Ich trage mich zu Zeit mit dem Gedanken, eine Arbeit über die geistige Bekämpfung der Socialdemokratie und die socialen Auf-

gaben der Gegenwart zu machen. Welches Thema wäre zeitgemäßer? Es ist erstaunlich, wie kurzsichtig bei uns selbst berufsgemäße Politiker über Behandlung sozialer Fragen sind und wie oberflächlich sie zu Werke gehen. Es ist geradezu zur Mode geworden, die Sozialdemokratie zu bekämpfen, aber nicht, indem man ihre Irrthümer und Fehler aufdeckt und daneben die sozialen Uebel bekämpft, welche (neben anderen Faktoren) die Sozialdemokratie geschaffen haben, sondern, indem man blindlings über die Partei loszieht, vollständig übersieht, was Gutes an ihr ist und glaubt, man könne über eine Krankheit Meister werden, wenn man die Unrichtigkeit einer auf diese angewendete Heilmethode darthut. Nirgends herrscht größere Unwissenheit als in sozialen Dingen. Unser Bürgerthum sollte sich die Internationalität der Sozialdemokratie zum leuchtenden Beispiel nehmen und endlich einmal einsehen lernen, daß die besitzlosen Massen ihrer faktischen Macht bewußt geworden und die Verbreitung dieses Bewußtseins immer mehr zunimmt, so daß man ihnen auf die Dauer nicht mehr vorenthalten kann, was man ihnen nicht vorenthalten darf, wenn man ein Gewissen und einen Funken Humanität und Gerechtigkeit im Herzen hat: die mögliche Antheilnahme an den Früchten der Civilisation, vor Allem aber die Zuwendung des Ertrags ihrer eigenen Arbeit.

Der Herr Rechnungsoffizial in Ruhestand. (Stammt von kleinen Handwerkern ab, hat aber das Gymnasium absolvirt und glaubt sich daher vom „gemeinen Volk" durch einen Abgrund getrennt.) ... Oh, es ist keine Gefahr mehr! ... Man hat ja wirklich schon sehr viel gethan für die niederen Klassen: Alters- und Unfallversicherung, Pensions-Kassen u. s. w. Es braucht Keiner von den Arbeitern mehr zu fürchten, daß er als alter oder invalider Mann verhungern muß. Genug ist geschehen: Frauen-Nachtarbeit und Kinderarbeit verboten. Die Regierung thut ja Alles, was sie kann zum Schutz dieser Leute. Sie werden auch den Hetzern nicht mehr aufsitzen — und wenn sich doch irgendwo eine verkommene und verlumpte Horde zusammenrottet — na, so genügt ein aufmarschirendes Bataillon, eine kleine Kavallerie-Charge und Alle laufen wieder auseinander ... 's giebt eigentlich keine soziale Frage mehr.

Der Hirtenbrief. Nur durch Rückkehr zum Glauben u. s. w., u. s. w.

Der General der Heilsarmee. (In seinem unlängst erschienenen in 40,000 Exemplaren verbreiteten Buch: "In darkest England and the way out.") Gebt mir eine Million Pfund Sterling, davon ein Zehntel in Baarem und ich verpflichte mich, die soziale Frage in England zu lösen.

Der Bodenbesitz-Reformer in Deutschland. (Aus der Schule der Henry George, Michael Flurscheim, Theodor Stamm.) Um vom wirthschaftlich-sittlichen Unrecht und Elend befreit zu werden, giebt es ein einfaches, auf friedlichem Wege durchzuführendes Allheilmittel: Die Einführung der Grundzinsgemeinschaft. Die Sozialdemokraten betrachten dies nur als ein kleines Trinkgeld, angesichts ihrer Forderung: die Verstaatlichung aller Produktionsmittel, der gesammten Industrie und des Ackerbaues — eine Forderung, die wir als unheilbringenden Irrthum betrachten, denn wir wollen keinen Zwangsstaat.

Der Anhänger Theodor Hertzkas. Auf nach „Freiland"! Umstürzen, umgestalten: das geht nicht. Von Grund aus neu aufrichten muß man. Genug der Fragen, der Theorien, der Diskussionen: Platz dem Erlebniß und der That!

Der feudal-reaktionäre Großgrundbesitzer: Ach was — Sozialisten, Nihilisten, Anarchisten — Räuber, Diebe, Mordbrenner, Hungerleider, alles Ein Gesindel — der Abschaum des Pöbels ... Exempel soll man statuiren ... Wenn ein Strike oder so 'was ausbricht, die Anführer aufknüpfen, die Andern tüchtig durchbläuen. Die Innungen sollten wieder eingeführt werden, die alten Zünfte — oh, ich möchte schon Ordnung machen!

Der Weltmann. (Gehört der Hocharistokratie an. Reiche Erfahrung und Belesenheit. Liebt das Selbstdenken. Dabei gewohnt, überall hinzuhorchen, wo die Zeit rauscht.) Jeder Mensch, der Herz und Kopf auf dem rechten Fleck hat, ist Sozialdemokrat. Sie sind's, ich bin's ... aber zur Parteifahne schwöre ich nicht, weil es eine Parteifahne ist und dadurch mit sich selbst in Widerspruch geräth; denn eine Partei, wie immer sie sich nenne, ist immer eine Aristokratie in der Gesellschaft (ob sie nun herrscht oder unterdrückt wird). Zudem bedarf sie der Führer, und aus diesen werden meist Tyrannen. Das, was man jetzt die sozialdemokratische Partei nennt, trägt aber dieses Stigma besonders gezeichnet auf der Stirn. Die Hunderttausende dieser Partei kämpfen für

sich, nicht für die Millionen neben sich — die sie unter sich wähnen. Sie besteht aus den skilled labourers (die geschickten Arbeiter) und ihren Führern, und ist ebenso gegen die unskilled als gegen die Bourgeoisie gerichtet — nur gesteht sie's nicht. Hat sie sich einmal zu dieser heraufgearbeitet, wird sie sich gerade so gegen die ungelenken Arbeiter wenden, wie jetzt die besitzenden Klassen gegen die Sozialdemokratie. Christus dachte radikaler als Herr Bebel, und ich bin froh, diesem Aristokraten der Menschheit nachdenken zu dürfen.

Der Dichter. (Jung und feurig. Von Weltmitleid bis in die tiefste Seele erzitternd.)

Heute müssen wir noch darben,
Schleppen alle Lust zu Garben
Für ein Rudel, schönheitsfremd.
Schönheit nur mit der Seele suchend
Weben wir, die Noth verfluchend,
Grob des Lebens Sorgenhemd.
Neue Kräfte seh' ich glüh'n,
Neue Säfte seh' ich blüh'n,
Lichtwarm steigt die neue Welt.
Das Gemeine weicht von Erden,
Was nie war: nun will es werden
Und das Sklavenschiff zerschellt.

(Karl Henckell. „Diorama.")

Nachdem ich nun so Viele und so Verschiedene habe zu Worte kommen lassen, dürfte ich wohl selber etwas zur Sache sagen? — vorausschickend, wohlgemerkt, daß ich nicht gar viel davon verstehe. Was weiß ich von Latifundien, von Grundzins, von Produktionsgenossenschaften und was dergleichen politisch-ökonomische Dinge mehr sind? Das aber weiß ich, daß in solchen, streng wissenschaftlich und mathematisch zu ergründenden wirthschaftlichen Fragen sowohl die Ursachen der socialen Bewegung als deren befriedigendes Zielende zu finden wären. Darum sollen Belehrungen und Vorschläge nur von Denjenigen kommen, welche die Funktionen des gesellschaftlichen Organismus kennen, nur von ihnen soll Diagnose und Heilrecept gefordert und genommen werden.

Aber wir Alle, Alle, die um den Kranken herumstehen, wir dürfen sein Leiden nicht leugnen, nicht sein jammervolles Stöhnen ihm verargen, nicht ihn schmähen, wenn er — falls ihm die Linderung, die Genesung, nach der er lechzt, versagt bleibt — rasend zu werden droht. Und

daß das Elend, das Riesenelend, unter welchem sieben Achtel der Menschheit schmachten, aufhören kann und aufhören muß, das soll uns Trost und Ziel sein ... Nicht gegen-, miteinander gilt's zu kämpfen. Falsch ist jene, so oft wiederholte Losung: „sie oder wir" — falsch, ob sie nun von den Besitzlosen oder den Besitzenden ausgegeben sei. Die Gesellschaft ist nur Eine — „sie" sind wir, und „wir" sind sie. Das alte indische „Das bist Du" muß alle Jene durchdringen, die die soziale Frage lösen oder auch nur verstehen wollen. Wir — (nicht wir Fabrikbesitzer, wir Adelige, wir Arbeiter) sondern wir die Gesellschaft, wir die gesittete Menschheit — wir wollen nicht länger in sieben Achtel unserer Ganzheit elend sein; wir dulden es nicht mehr, daß heute und in hundert Jahren ein so geringer Theil von uns gesund und veredelt das holde Dasein genieße, während der andere Theil — der siebenmal größere — in Qual und Rohheit sich dahinschleppt! Die Menschheit — wenn wir Einzelne längst nicht mehr sind — die Menschheit wird sich immer als ein Ganzes fühlen ... wo sind dann die Einzelnen, die heute gegen „die Begehrlichkeit der Massen" sich zur Wehr setzen wollen? Falls (wer weiß? ...) ihr Bewußtsein wieder erwacht, so wird es mit größerer Wahrscheinlichkeit unter den Massen sein. Wohl ihnen dann, wenn ihre Vorfahren erreicht haben, wonach dieser selben Vorfahren Sehnsuchtsschrei uns heute aus der Ruhe schreckt."

XXI.

SI VIS PACEM...

Graf Moltke hatte seine famose Parlamentsrede gehalten über den herrschenden „ungesunden Frieden", über den voraussichtlich bevorstehenden „vielleicht sieben- oder dreißigjährigen Krieg", über die Nothwendigkeit weiterer Wehrverstärkungen, denn nur „das Schwert hält das Schwert in der Scheide".

„Paragraph 8 verbietet mir," sagte Doktor Hellmut, „an so eminent politische Fragen einen Vortrag zu knüpfen, aber wenn Sie gestatten, will ich Ihnen ein kleines Märchen erzählen.

Ich habe einmal eine Stadt kennen gelernt, welche sicherlich die lustigste der Welt ist. In welcher Himmelsgegend und unter welchem Breitegrade diese merkwürdige Stadt sich befindet, soll nicht verrathen werden. Nicht einmal darüber will ich Aufschluß geben, wie ich dahin gelangt — ob übers Meer, ob mittels Luftballons, ob im Traume — nur den Eindruck maßlosen Staunens, den ich dort empfangen, möchte ich wiedergeben und es erreichen, daß Sie gleichfalls kopfschütteln ...

Wir kamen an einem schönen Vormittage dort an und unternahmen sofort eine Rundfahrt. Mein Begleiter war ein Bürger von — sagen wir — Hilariopolis und daher geeignet, mir über die Merkwürdigkeiten, Sehenswürdigkeiten und Gepflogenheiten des Ortes sachkundige Auskunft zu geben. Was er denn auch bereitwilligst und mit sichtbar befriedigtem Stolze that. Nur über meine Begriffsstützigkeit mußte er sich einigermaßen ärgern: das wiederholte Kopfschütteln ging ihm, wie es schien, stark an die Nerven.

In der Bauart unterscheidet sich Hilariopolis nicht be-

trächtlich von anderen großen Städten; die Eigenthümlichkeit beruht mehr auf den Sitten der Bewohner, auf den öffentlichen Einrichtungen. Davon fielen mir gleich zu Anfang die Anzeichen in die Augen. Kaum war unser Wagen eine kleine Strecke vorwärts gekommen, als er an einer Straßenkreuzung halten mußte, da eine lange Colonne von Menschen vorbeikam. „Ah, ein Regiment, wahrscheinlich," dachte ich und beugte mich hinaus. Es waren aber keine marschirenden Soldaten. Es waren junge Männer in schwarzem Frack, mit weißer Halsbinde, und junge Mädchen in ausgeschnittenen Tüllkleidern, welche paarweise und eingehängt — je fünf oder sechs Paare in einer Reihe — in einer Art langsamen Mazurschrittes durch die Straßen glitten. Mit fragendem Blick wandte ich mich an meinen Begleiter.

„Eine Abtheilung unserer Tänzer und Tänzerinnen," sagte er, als ob das etwas Selbstverständliches wäre.

„Von der großen Oper?"

„Nein, für Privatbälle."

Ich nickte vergnüglich: das versprach ein fröhlicher Aufenthalt zu werden.

„Warten Sie . . . wir wollen gleich ein wenig zusehen, wie unsere Tänzerschaaren sich ergehen," und er gab dem Kutscher einen Befehl.

„Es wird doch jetzt um zehn Uhr Vormittags kein Ball stattfinden," frug ich erstaunt.

„Nein, nur Uebungen."

Richtig hielten wir jetzt am Rande eines großen freien Platzes, wo zahlreiche Paare unter den Befehlsrufen eines Quadrille-Chefs — Chaine á droite! En avant deux! Ronde — allerlei Evolutionen aufführten.

„Sonderbar," bemerkte ich; „bei uns sind die Tanzschulen nicht so öffentlich —"

„Ja, bei Euch . . . da ist freilich Alles sehr verschieden . . . da steht das Ballwesen noch auf einer gar niederen Stufe . . . In Hilariopolis herrscht überhaupt ein ganz anderer Geist."

„Oh, wir sind dem geselligen Vergnügen auch nicht abhold," vertheidigte ich unsere Heimstätten.

„Das weiß ich nur zu gut: Ihr seid schrecklich unterhaltungssüchtig . . . Ihr wißt das hohe Glück stiller Häuslichkeit nicht zu schätzen und zu schützen so wie wir."

Der Sinn dieser Rede war mir dunkel und so schüttelte ich nur sachte den Kopf und schwieg.

Jetzt aber fiel mir auf, daß in der Tanzschule nicht nur verschiedene Schritte und Figuren aufgeführt wurden, sondern auch andere Uebungen stattfanden; livréebekleidete Diener trugen Tassen mit falschen Erfrischungen umher; an stellenweise angebrachte Bretterwände nagelten Tapezierer Draperien und Blumengewinde auf; große Buffets wurden mit Schüsseln und Flaschen und Theekesseln besetzt; um grüne Tischchen herum saßen ältere Leute und spielten Karten; kurz, was da eingeübt zu werden schien, war nicht allein die Kunst des Tanzens als vielmehr die Kunst des Ballgebens. Diese Bemerkung machte ich laut und auf meines Begleiters Bejahung fügte ich, nicht ohne leisen Spott, die Frage hinzu: „Wird da auch das Kurmachen geübt?"

Mit weihevollem Ernste ward auch diese Frage bejaht: „Gewiß! Das Kurmachen ist ja die Seele eines jeden Balles. Der verliebte Geist ist der eigentliche Ballgeist. Darum muß er in die Gemüther eingepflanzt und gepflegt und gestärkt werden. Je durchglühter von der Liebesleidenschaft unsere Tänzer und je geschickter sie in allen Verführungskünsten sind, und je sentimentaler und koketter die Tänzerinnen, desto interessanter gestalten sich die Bälle. Diese Neigungen — dem Menschen ohnehin angeboren — werden bei uns auf das eifrigste großgezogen."

„Da muß es ja in Hilariopolis allenthalben ungeheuer — wie soll ich sagen? — „flott" zugehen?"

„Gott bewahre! Wir sind die züchtigsten Leute — in dieser Hinsicht von unnachsichtiger Strenge! Außerhalb des Ballsaales ist alles, was Kurmachen heißt, verpönt und geächtet . . . kommt überhaupt nicht vor. Da schützen uns die Gesetze: ein Verführer wird gehängt — eine Kokette von der Gesellschaft ausgestoßen — unbarmherzig."

„Ja — aber auf den Bällen . . ."

„Das ist ja doch ganz etwas anderes: da ist es Würze, da ist es sine qua non — da ist es Pflicht. Verstehen Sie denn das nicht?"

Ich verstand nicht. Aber um nicht noch dümmer zu scheinen, als ich ohnehin schon aussehen mußte, sagte ich einlenkend:

„Nun ja . . . eigentlich . . . wie man's nimmt, alles hat zwei Seiten —"

„Das ist's ja eben: darum sind ja die Bälle etwas gar

so Furchtbares — Entsittlichendes," versetzte der Andere mit einem tiefen Seufzer und frommem Aufblick.

„Ah, Sie sind also kein Freund von —"

„Ich? Niemand hier zu Lande. Ausgenommen ein paar Terpsichoristen —"

„Was ist denn das?"

„So nennen wir die fanatischen Menschen, welche Bälle entweder an und für sich lieben oder wegen der dabei zu erlangenden persönlichen Vortheile; aber das ist Gottlob nur eine kleine Partei."

Ich konnte mich nicht enthalten, den Kopf wieder ein wenig von rechts nach links und von links nach rechts zu wiegen.

Wir fuhren weiter. Wenn wir an Monumentalbauten vorbeikamen, so gab mein Begleiter, wie das so Cicerone-gebrauch, auch ungefragt Bescheid:

„Das ist die städtische Ballakademie . . . dort der Bau mit den zehn Rauchfängen ist die bedeutendste Kotillon-ordensfabrik . . . die riesigen, einförmigen Häuserkarrés — das sind die Tänzerquartiere . . . jener Marmorpalast — das Schnellpolkainstitut; hier ein Fächerdepot, dort ein Tanzordnungsmagazin; das Erzstandbild drüben: dem berühmten Quadrillevortänzer N. N. geweiht; diese Säule schließlich der Erinnerung an das große Ballfest bei X. errichtet."

Auf alle diese Mittheilungen erwiderte ich nur das bei herumgeführten Fremden obligate, erbaut klingende „Ah!"

Immer deutlicher erhielt ich den Eindruck, daß ich in die lebenslustigste Stadt der Welt gerathen war. Auch in den Schaufenstern der Läden fand ich diese Annahme bestärkt: Balltoiletten in den Modemagazinen; tanzende Puppen und eingerichtete Puppenballsäle bei den Spielereiwaarenhändlern; gemalte Ballscenen in den Kunsthandlungen und bei den Buchhändlern Bücher mit Titeln, wie: „Tanzreglement", „Geschichtliche Uebersicht der Bälle von Hilariopolis" u. dgl. m.

Den überraschendsten Einblick in die herrschende Vergnügungswuth gewann ich erst, als mich mein Begleiter auf eine Besuchsrunde zu verschiedenen Familien — den bedeutendsten des Orts — mitnahm. Ueberall die großartigsten und, wie es schien, fieberhaft eiligsten Festvorbereitungen: die Stiegen wurden mit Blumen dekorirt, die

Kron- und Armleuchter mit Kerzen besteckt, die Möbel ausgeräumt, um Platz zum Tanzen zu schaffen . . . kurz, kein wohnliches und stilles Plätzchen im ganzen Hause.

Als ich mit meinem Cicerone wieder allein war, drückte ich mein Staunen darüber aus, daß überall gleichzeitig so enorme Anstalten getroffen wurden — es konnte doch nicht jeder am selben Tage einen Ball geben. „Haben denn die Leute für gar nichts anderes Sinn?“ frug ich. Bei uns finden auch mitunter gesellige Feste statt, wir tanzen recht gern, aber solche Dimensionen nimmt unsere Unterhaltungssucht niemals an, wir —“

„Wir sind nicht unterhaltungssüchtig,“ unterbrach mich der Andere in strengem Tone. „Das ist der große Unterschied zwischen Euch und uns. Ihr seid noch Anbeter der weltlichen Freuden — Ihr ergötzt Euch an der unsinnigen, unwürdigen Sitte des Tanzes — wir sind zu höherer Gesittung gelangt, wir lieben nur die Häuslichkeit, nur die ruhevolle beschauliche Existenz im Familienkreise. Das gesundheit- und moraluntergrabende Treiben, dem Ihr Euch in Euren Faschingsnarrheiten — ein Ueberrest der barbarischen Bacchanalien und Saturnalien — hingebt, das haben wir verachten gelernt — darüber sind wir hinaus.“

„Und so reden Sie, der Bewohner einer Stadt, in welcher allem Anschein nach noch heute an hundert Bälle stattfinden werden, wo gestern sicherlich —“

„Weder heute noch gestern. Zwanzig Jahre sind seit dem letzten Ball vergangen, und so die Vorsehung will, so wir in unseren Bestrebungen ausharren, wird uns auch der nächste noch lange, hoffentlich recht lange, erspart bleiben.“

Ich riß immer erstaunter die Augen auf.

„Das verstehen Sie nicht? Sie fragen vielleicht: Wozu denn diese riesigen Vorbereitungen, an welchen wir unser Vermögen zusetzen — denn wir scheuen keine Ausgabe . . . In Allem schränken wir uns ein, nur für neue Kotillonrequisiten geben wir auch den letzten Groschen her — nicht wahr, Sie fragen: wozu? warum? . . . Sehen Sie — das ist ganz einfach: Jeder will seinen Ball erst ansagen, bis er die Sicherheit hat, daß derselbe der glänzendste der Saison sein wird . . . Hört man nun, daß in einem anderen Hause reichere Dekorationen angelegt, üppigere Soupervorräthe angeschafft, überraschendere Kotillonfiguren geplant werden, so trachtet man seinerseits, es den Anderen mindestens gleich

zu thun, wobei man sie jedoch überbietet, was sie veranlaßt, ihre Kräfte neuerdings anzuspannen, und so wird — begreifen Sie jetzt? — dem Losgehen des Balles auf die einzig praktische Art vorgebeugt. Freilich arbeiten wir alle dem Ruin entgegen, die Grenzen unserer Leistungsfähigkeit werden bald überschritten sein — aber was thut man nicht, um sich die Segnungen stiller Häuslichkeit zu erhalten, ohne die es kein echtes Familienglück giebt?"

„Verzeihen Sie," wandte ich schüchtern ein, „ist diese Häuslichkeit nicht eine etwas — ungesunde?"

„Mag sein — aber immerhin noch besser als der rasende Festtaumel, der uns droht und der heute oder morgen —"

„Also doch? So wird Ihr wunderkluges System den kommenden Ball doch nicht verhindern?" Es scheint dies auch Niemand recht zu hoffen, denn in jedem Hause hörte ich von dem bevorstehenden Feste ganz geläufig sprechen . . .

„Oh, Keiner wird sich trauen, es zu geben, so lange die Gefahr besteht, daß das Fest des Nachbars schöner ausfallen könnte. Daher ist es — im Namen unserer begeisterten Häuslichkeitsliebe — unabweisbare Pflicht, auf dem eingeschlagenen Wege auszuharren. So habe ich erst gestern mit — ach! wie schwer und mühselig erworbenem Gelde meiner Frau ein Diamanthalsband gekauft, welches so kostbar ist, daß den andern Frauen wohl die Lust vergehen wird, ihre Halsbänder zur Schau zu tragen: Nur der Schmuck hält den Schmuck im Etui."

Mein Gesicht nahm schon einen etwas verständnißvolleren Ausdruck an. Solche mit Sicherheit vorgebrachte und so gewiß geflügelt klingende Worte imponiren mir. Dennoch versuchte ich noch eine kleine Einwendung:

„Wäre es nicht vielleicht einfacher — dem bekannten Gesetze des kürzesten Weges, des geringsten Kraftverbrauchs entsprechender, ein Uebereinkommen zu treffen, das Ballwesen überhaupt abzuschaffen? Ich würde —"

Der Andere blickte mich von der Seite an: „Etwa ein Buch schreiben: „Die Walzer nieder!" sagte er mißtrauisch. „Das sind Phantastereien: Bälle hat es immer gegeben und wird es immer geben."

„Warum strengt Ihr Euch dann so an, dieselben zu verhindern?"

„Weil wir die Häuslichkeit über Alles lieben.“

„Warum werden dann die Kinder zur Liebe der geselligen Vergnügungen aufgezogen, warum die ganze Stadtbevölkerung dazu ermuntert — gezwungen? So richte man doch lieber Erziehung und Leben gleich zur Häuslichkeit ein.“

„Das wäre ja eine jämmerliche Versumpfung! Was giebt es für die Jugend Heilsameres, als den Geist schöner Geselligkeit? Was für die Gesundheit, für die Anmuth Zuträglicheres als den Tanz? Unsere Ballinstitute, in welcher alle, alle Bewohner einige Zeit freiwillig zubringen müssen, sind ja die reinen Ferienkolonien.“

„So seid Ihr — das ist doch schließlich die Hauptsache — mit Euren Zuständen und Einrichtungen zufrieden?“

„Das könnte ich gerade nicht behaupten . . . Ueberall wird gejammert, gezittert — überall heißt es: So kann es nicht fortgehen — die Opfer sind nicht mehr zu erschwingen!“

„Nun also?“

„Nun also?“ er warf stolz den Kopf zurück, „wir erschwingen sie doch. Wir wollen, wir müssen häusliche Ruhe haben und ein altes, weises Wort zeigt uns den einzig möglichen Weg dahin: — Si vis quietem —“

„Dann bereite den Ball“, ergänzte ich und sah vollständig überzeugt aus.

XXII.

Die Tiefinnersten.

„Was sagen Sie zu dem in endlosen Auflagen erscheinenden Buche „Rembrandt als Erzieher?"

Doktor Hellmut seufzte:

„Das Werk eines Tiefinnersten von reinstem Wasser!" rief er aus. „Sie verstehen mich nicht? ... Wohlan, das will ich Ihnen erklären. Gestatten Sie mir, Ihnen ein Kapitel aus einer Erzählung vorzutragen — sie liegt noch in meinem Pulte — die ich „Die Tiefinnersten" betitelt habe. Hätte ich, als ich das verfaßte, unsern Rembrandt schon gekannt, so würde ich mir daraus alle Beispiele geholt haben. Diese Fundgrube war mir damals noch nicht erschlossen. Indessen, so wie es ist, giebt das Kapitel Antwort auf die oben an mich gestellte Frage."

Der Doktor suchte aus einem Schubfache ein Manuskript hervor, ließ sich damit in den Rednersessel nieder und begann:

Zur Physiologie der Tiefinnersten.

Der Mittelpunkt der Erde ist tief — er ist auch einigermaßen innerlich; aber ein wahres Bild der schalsten Oberflächlichkeit ist er gegen den Abgrund innerster Urtiefe und tiefster Urinnerlichkeit, welche im Gedanken- und Gefühlsreich einer gewissen Gattung Leute liegt. Eine unausstehliche Gattung übrigens — bestehend aus unduldsamen und unklaren Zeloten und Muckern, Pedanten und Ueberspannten.

Im persönlichen Verkehr machen sie sich weniger bemerkbar — denn für das praktische Werkeltagleben läßt sich die Tiefinnerlichkeit nicht verwenden; aber in den

Büchern, namentlich philosophischen und kunstkritischen Inhalts, da treiben sie furchtbares Unwesen. Die Sache ist nämlich sehr einfach: wenn Einer über einen erhabenen Gegenstand nichts zu sagen weiß und doch etwas darüber schreiben will — ein sehr häufiger Fall — so bringt er etwas so tiefes und so nur innerlich, recht innerlich empfundenes vor, daß es den Lesern gewiß eben so unverständlich bleibt, wie ihm selber. Aber es giebt keine noch so tiefe Schlucht geschriebener Innerlichkeit, in die nicht ein paar noch innerlichere Leser hinabzutauchen bereit wären. Natürlich sehen diese Waghälse auch nichts da unten, in dem schäumenden Gischt; aber wenn sie zur Oberfläche zurückkommen, so sind sie auf ihre Taucherei nicht wenig stolz und versichern die Umstehenden, daß es in der Tiefe wunderschön war, so schön, daß sich's äußerlich gar nicht wiedersagen läßt, daß es nur im innersten Innern aufgefaßt werden muß.

Ich will mir einmal so ein Exemplar hernehmen und es vor Ihren Augen, geehrte Herren und Damen — ich denke mir nämlich eine meiner physiologischen Lektion aufmerksam lauschende Zuhörerschaft — vor Ihren Augen ein wenig zerlegen, um an den einzelnen Theilchen zu zeigen, wie das Ganze funktionirt.

Eine komplizirte Kanaille! ... Verzeihen Sie den unakademischen Ausdruck, aber ich muß im voraus eingestehen, daß ich den Tiefinnersten — den echten, den sich der Mitwelt aufdringen wollenden — herzlich nicht leiden kann. Vielleicht wird mich dieses tiefe Gefühl bisweilen etwas ungerecht machen, mich verleiten, hier und da zu dick aufzutragen; andererseits wird dadurch mein Vortrag an — fast hätt' ich gesagt, an Innerlichkeit gewinnen.

Sehen Sie ihn an: er ist ernst und streng und er verachtet uns. Für ihn giebts nur ein paar anständige Leute: Moses, Euripides, Homer, Dante, Shakespeare und Richard Wagner. (Und Rembrandt, kann man heute hinzufügen.) Diese haben den Schöpfungsgedanken des Weltenbaumeisters — dessen Pläne dem Tiefinnern im Detail vorliegen — einigermaßen verwirklicht. Alles, was er nicht aufgenommen hat in das große symbolische Netz, mit dessen Maschen er das Universum umspannt, über das geht er mit tiefster und innerster Geringschätzung hinweg. Eine altdeutsche Göttersage, ein Satz aus der Neunten

Symphonie oder das Helldunkel eines Gemälde-Hintergrundes genügt ihm, um daraus die Mysterien der Unendlichkeit und Ewigkeit zu erklären, aber von aller Kunst, aller Wissenschaft, die nicht in sein System aufgenommen worden, und die etwa so gemein wäre, heiter und verständlich zu sein, die ignorirt er vollständig oder thut sie mit einem Achselzucken ab.

Ich muß das Objekt ein wenig selber reden lassen, dadurch wird es deutlicher charakterisirt, als durch seitenlange Ausführungen. Hernach kann weiter geschimpft werden. Ich habe noch mancherlei Bezeichnungen dafür im Hinterhalt: z. B. Tintenfisch. Das ist auch so ein Ungethüm, welches sich dadurch zum Angriff rüstet, daß es mit seiner ausgespienen Tinte das umgebende Element trübt, undurchsichtig und gifthältig macht — gerade wie der Tiefinnerste, wenn er als Kritiker auftritt.

Wir wollen ihn jetzt in verschiedenen Eigenschaften reden lassen:

T. J. als Musik-Aesthetiker:

„In dieser kosmischen Natur der Musik, die sich allerdings namentlich in ihren höchsten, der Religion und Kirche zugewendeten Gebilden unzweifelhaft vor unserer Empfindung und Anschauung darlegt, liegt es nun zunächst begründet, daß sie auf die sicherste, zugleich auch auf die geheimnißvollste Weise (bitte zu bemerken, daß T. J. die Adjektiva gewöhnlich im Superlativ gebraucht), die jedoch bisher am wenigsten beachtet oder gar verstanden ist, unsere innere Vorstellung jenes Gesammtbildes der Welt bereitet, dessen wir zur Erhaltung unserer durch das Leben zerrissenen Einzelexistenz stets bedürfen. Ja, sie stellt sogar, wenn auch unbewußt, so doch tiefst und deutlichst empfunden, den gesammten Potenzgehalt und inneren Bewegungskern des Lebens dar."

Sie schnappen nach Luft? Der tiefst und deutlichst empfundene Potenzgehalt, der sich in Ihrem Innern als Kern bewegt, oder dieser Kern, der sich in Ihrer Tiefe als Gehalt potenzirt, droht, Sie zu ersticken? Nur Muth — das Zitat ist noch nicht zu Ende: T. J. fährt fort:

„Es bildet daher einen Besitz für unser höheres Geistesleben, der nach seinem Werthe kaum jetzt schon ganz zu bestimmen ist, daß der Musik ein stets größerer Raum zur praktischen Bethätigung bereitet wird, und alles ärgerliche Verwenden und sogar Vergeuden ihrer Schätze, wie es Dilettanterei in den Kreisen des Privatlebens, und Genuß- und Gewinnsucht in der großen Oeffentlichkeit mit Konzert und Theater und sogar Kirche betreiben, soll uns nicht blind dafür machen, daß doch die Musik mehr und mehr beginnt, ein Faktor und zwar ein entscheidender unseres gesammten inneren Daseins zu

werden. Was aber hier als unwillkürlich aufgenommener Lebensgehalt oder gar wohl volle Erfrischung des gesammten Innern empfunden und geradezu wonnig erfahren wird, das hat schon gar Manchem zu denken gegeben und es ist daher nicht zu verwundern, daß die Frage nach dem Grunde dieser Wirkung stets aufs Neue auch von der Theorie der Wissenschaft aufgenommen worden und geradezu eine Frage der Philosophie — zumal bei uns in Deutschland — geworden ist."

Sie wissen nun, daß die Musik Ihr gesammtes Inneres voll erfrischt und ein entscheidender Faktor Ihres Daseins und noch vieles andere ist. Es kommt aber noch besser:

„Die Musik theilt ihr entscheidendes Wesen mit derjenigen Macht, welche die Welt gemacht, erhält und versteht, mit jenem Geiste, der als Idee der Welt in unserm Innern auflebt, wenn wir in gesteigertster Thätigkeit unseres Gesammtorganismus das Ganze der Existenz fühlend denken und denkend fühlen."

Auf Ehre, meine geehrten Zuhörer, ich erfinde nicht, ich zitire. Der Mann hat wirklich gelebt, der da über die entscheidende Macht, welche die Welt gemacht, in seinem Gesammtorganismus — freilich nur im Zustande gesteigertster Thätigkeit — so gut unterrichtet war, daß er mit Hinweis darauf Erläuterungen geben konnte. Dabei ist die schmeichelhafte Voraussetzung involvirt, daß der Leser auch so ein gesteigert thätiges Gesammtinnere besitzt, in welchem die Idee der Welt auflebt und daß auch er das Ganze der Existenz denkend fühlt und fühlend denkt! — Schlagen Sie gefälligst in dem Buche „Das moderne Musikdrama für gebildete Laien von Ludwig Nohl" nach und Sie finden die hier angeführten Stellen und noch hundert ebenbürtige daneben. Machen Sie sich den Spaß, die in diesem Werke — und in Werken derselben Schule — vorkommenden zwei Worte „innerlich" und „tief" mit ihren Varianten zu zählen — das Ergebniß wird ein unglaubliches sein.

Ein Laie bin ich, aber schwerlich gebildet, denn mir ist solche Sprache ganz unverständlich. Wie ein melancholischer Pudel, dem man Violine vorspielt, fange ich zu heulen an, wenn ich Einen auf der Saite der Tiefinnerlichkeit so unausgesetzt kratzen höre. Eine Phrase, wie etwa folgende, so da auf S. 5 des angeführten Buches prangt —: „Man muß im Stande sein, sein Inneres auch zeitweilig mit weitgeöffneten Organen in das tief nahrungsvolle Meer zu tauchen, das in der Musik einher fluthet, um dort gewisser-

maßen an Herz und Sinnen lebendig zu erfahren, was unser Geist denkend thätig als Sinn und Wesen der Welt erfaßte" — so eine Phrase kann mich im tiefsten Innern empören. Denn sie bietet jene abscheuliche Gaukelei dar, jenen betrügerischen Schwindel, welcher darin besteht, mit vielen Worten nichts — rein nichts zu sagen, das verblüffte Publikum glauben machend, man habe die höchste Weisheit vorgebracht, und unter diesem Publikum nachahmende Gaukler heranzubilden, die mit diesem selben „nichts" sich und Andere in den Wahn wiegen, daß sie denken. Dadurch wird der wirkliche Gedanke — des Menschenthums höchstes Gut — um sein Recht verkürzt. Ich finde, wie man einen Gauner zur Rechenschaft zieht, der seinem Mitmenschen ein Taschentuch aus dem Sacke zieht, oder der sonstwie etwas unehrliches begeht, so sollte auch derjenige einer Strafe verfallen, der mit einem Haufen hohler Worte, mit geistiger Falschmünze eines Lesers oder Zuhörers Denkthätigkeit mißbraucht.

Ein anderes Beispiel: T. J. als Ethiker.

„Die philosophische Erkenntnis des Sittlichen ist die aus der Natur des menschlichen Selbst geschöpfte Erkenntnis des Sittlichen; so gewiß nun der menschliche Selbstgedanke sich im Elemente des Absoluten mit sich selber vermitteln muß, wird auch die auf die Idee des menschlichen Selbst gestützte Ermittelung der sittlichen Funktionen und Beziehungen des menschlichen Selbst in jener im Elemente des Absoluten gründenden Vermittelung des idealen menschlichen Selbstgedankens Antheil haben." (Prf. Werner Allgem. Oester. Literaturzeitung.)

Kann ein mit menschlichen Selbstgedanken ausgestatteter Mensch noch jemals unsittlich sein, wenn ihm obige Ermittelungen vermittelt worden sind? Giebt es ein im Element des Absoluten genug verstocktes Menschenselbst, frage ich, das da gegen die Erkenntniß der sittlichen Funktionen verschlossen bliebe? Ich setze einen Preis von einer halben Million aus für die Uebersetzung der obzitirten Periode in eine andere — namentlich romanische Sprache, unter der Bedingung, daß die Uebersetzung einen verständlichen Sinn aufweise.

Diese Unmöglichkeit, derlei Sätze in ein fremdes Idiom zu übertragen, ist das sicherste Kriterium der dem deutschen Tiefinnerlichkeitsstil anhaftenden Inhaltslosigkeit. Der Uebersetzer hat das Amt, einen Gedanken aus den Kleidern der einen Sprache herauszuschälen und dann mit der Worttoilette einer anderen anzuziehen. Wenn aber gar kein Ge-

danke da ist, sondern nur Kleider — nur Fetzen — dann ist diese Prozedur unmöglich.

Drittes Exempel. T. J. über Bildung.

„Bei freiem Einblick in unser geistiges Dasein müssen wir uns sagen, daß von jener vollen plastischen Gestalt, die durch harmonische allseitige Ausbildung auch in unserm innern Wesen gewonnen werden kann und die uns wie in ihrer Kunst, so in ihrem gesammten Dasein die Welt der Griechen auf eine weder vorher noch nachher geahnte Weise darstellt, trotz aller vielgerühmten Wissenschaft, Kunst und Literatur bei uns im Grunde noch gar wenig zu finden ist. Es fehlt uns zu einer wirklichen Totalbildung und vollmenschlichen Erscheinung noch zu sehr an der zu freiem Besitz und Gebrauch gebrachten innern Art und Potenz unserer Natur."

Um Alles in der Welt — was ist denn das: die innere Art und Potenz unserer Natur? Und was ist der Besitz — was der Gebrauch dieser Potenz? Bitte dringend um Gebrauchsanweisung ... Aber das sind unbeantwortbare Fragen. In vernünftig faßbare Bestandtheile zerlegen lassen sich diese tiefinnerlichen Phrasen nicht: man muß sie in ihrer Ganzheit in das eigene Innere versenken und dort so tief als möglich ruhen lassen. Das muß der Geist so hinunterschlucken, wie eine Bleipille, und dann hoffen, daß das in der Pille Enthaltene sich ihm langsam mittheilen werde.

Der Tiefinnerste ist ein Mystiker — durch und durch. Alles, was klar, was positiv, was einfach, was exakt ist, das verachtet er t i e f. Daher ist er der naturwissenschaftlichen Denkart abhold. Was dieses Gebiet streift — namentlich aber die der naturwissenschaftlichen Methode entspringende Philosophie — das setzt er unter die Rubrik „krasser Materialismus" und damit ist es abgethan. Er liebt dagegen alles Umrißlose, Vage, Symbolische. Die Sage ist ihm sympathischer als die Geschichte. Je götterdämmerlicher, desto lieber. Auch Traumdeuterei verschmäht er nicht:

„Die prophetische Kraft, mit welcher das scheinbar Zufällige, ganz Unberechenbare wie in einem Spiegel angeschaut wird, gehört gar nicht der Sprache an, das ist Ahnung, Weissagung, Divination; es ist ein Stück Allwissenheit, das uns der Schöpfer gelassen zu haben scheint. Aber die symbolische Kraft, mit welcher wir die trockene Wahrheit poetisch umgestalten, mit welcher wir die Dinge, zukünftige wie vergangene und gegenwärtige, nicht unmittelbar, sondern in tiefsinnigen Bildern anschauen: das ist die Sprache, das ist Ausdruck des Gedankens. Das ist eine Redeweise nach Art der großen Mutter, die unbewußt und unwillkürlich in uns träumt und dichtet und psycho-

logische Metaphern ohne Zahl ersinnt, ja, der wir selber im stillen einen seltenen Tiefsinn und die Phantasie eines Propheten anzudichten lieben, indem wir von den Göttern religiöse Symbole und Vorzeichen verlangen."

Haben Sie verstanden? ... Nicht? ... Das ist eben der „Tiefsinn".

T. J. ist streng und ernst. Alles, was er nicht versteht und von dem er nichts gehört hat (und das ist gar Vieles, denn sein Horizont ist eng — er blickt nicht hinaus ins Weite, sondern immer nach innen, in die Tiefe — ein fakirartiges geistiges Nabelanstarren) das verurtheilt er mit unerbittlicher Härte. Was er zufällig gelernt hat, worin er sich eben vertieft hat — sei's nun klassische Philosophie oder Wagner'sche Musik — das ist ihm der Kosmos. Gewöhnlich ist er auch chauvinistischer Patriot, denn das Fleckchen Erde, dessen Sprache er spricht, dessen Eigenart seine Eigenart ist — und auf ‚Eigenart' bildet er sich furchtbar viel ein — das ist ihm das Centrum der Welt; es erscheint ihm als das erreichte Ziel der ganzen Schöpfung. Je innerlicher er sich in sein enges Begriffsfeld vertieft, desto absprechender, verächtlicher, ja hassender wird er für alles außerhalb Liegende. Er ist überhaupt ein guter, d. h. ein finsterer Hasser. Mit zusammengezogenen Brauen dozirt er von den Dingen, die er bewundert, um zugleich den Abscheu auszudrücken über die Dinge, die nicht zu den bewunderten gehören; gerade so wie der fanatische Sektenprediger in die Anpreisung seines Bekenntnisses tausend Flüche gegen alle andern Bekenntnisse mitklingen läßt. Heiterkeit ist ihm fremd. Er ist nämlich voll „sittlichen Ernstes" — auch ein Lieblingsausdruck seines Vokabulariums. Das Wort „sittlich" bringt er in sehr häufige Anwendung, denn in seiner Unbestimmbarkeit, in seiner Vieldeutigkeit eignet es sich vortrefflich für das tiefinnerliche System: sittliche Freiheit, sittliche Erstarkung, sittliches Bewußtsein, sittliches Moment. Das klingt alles überwältigend tugendhaft und tiefsinnig. Lachen kann T. J. nicht. Vielleicht hie und da im Privatleben; aber da, wo er schriftstellernd oder rednerisch auftritt, ist er tiefernst. Er kann bändelange Abhandlungen über den Humor verfassen, worin es von Phrasen schwirrt wie folgende:

„Humor ist höchster Aufschwung der Phantasie, dessen Schwingen Gedanken in der obersten Region Ideen sind." (Alex. Jung. Harfe v. Diskatherine B. II, S. 86.)

„Die engste, kleinste Wirklichkeit ist dem Humoristen eben so gegenwärtig und behaglich, wie die weiteste und umfassendste; dieser Humor hat es mit keinen Utopien zu thun, sondern mit der ewigen Wirklichkeit des Universums, welche er in Gott schaut, der zugleich über dem Universum ist.“ (Ebenda.)

Ich habe schon über manchen Witz der „Fliegenden Blätter“ gelacht, ohne zu wissen, daß z. B. Wilhelm Busch, indem er den Hans Huckebein zeichnete, in der in Gott geschauten Wirklichkeit des Universums sich bewegte.

Aber T. J. hat über Hans Huckebein schwerlich gelacht. In einer Offenbach'schen Operette schon gar nicht. Jeder Uebermuth, geschweige denn jede Ausgelassenheit in Wort, Bild oder Musik, und möge sie noch so fein pointirt, noch so künstlerisch geistreich sein, wird ihm kein Lächeln abgewinnen, sondern vielmehr seine beliebte „sittliche Entrüstung“ wecken.

Allen Jenen, die des Selbstgedankens unfähig sind — das will also sagen, der überwiegenden Mehrzahl der Leute — imponirt der Tiefinnere. Denn daß der gute Mann ein solches Regiment von Worten ins Feld gerückt hätte, ohne sich selbst dabei etwas zu denken, das glauben die Leute denn doch nicht; sie meinen nur still beschämt, daß ihnen all' die Tiefe „zu hoch“ sei; — um das aber nicht merken zu lassen, behaupten sie nun, sie hätten T. J. verstanden. Schließlich machen alle diese Worte doch auch einige Empfindungen in ihnen vibriren, einige dunkle Begriffe aufsteigen — und bei Gelegenheit, wenn diese Empfindungen, diese Begriffe in ihrem tiefsten Innern — d. h. in einem dunklen Winkel des Bewußtseins — auftauchen, so rufen sie jene Phrasen herbei, die ihnen haften geblieben, glauben dann, daß sie den adäquaten Ausdruck gefunden haben, und es giebt wieder um ein paar Tiefinnere mehr.

Je vager und ihnen selber unverstandener das Ding ist, welches sie sagen wollen, desto nachdrücklicher, desto eindringlicher bringen sie es vor; daher dieser Mißbrauch der Superlative, dieses Häufen und Verdoppeln der gleichen Ausdrücke: eigen, eigenst, ureigenst; — tiefe, tiefste Urtiefe; — innere, nach Innen, im Innersten, selbstinnerliche Urinnerlichkeit. Alles, was da ist, ist völlig, gesammt, eigentlich und eigentlichst, ganz und gar, selbst und wirklichst. Es ist, als ob der Vortragende das Gesagte seinem Opfer förmlich einboren, einschrauben wollte. Das berüchtigte „voll und ganz“, welches sich im deutschen Schriftthum wie

ein Wucherpilz ausgebreitet hat, stammt gleichfalls daher. Die Silbe „Ur", welche so etwas verstärkendes, bis in die rückwärts liegende Unendlichkeit erweiterndes an sich hat, wird von T. J. mit Vorliebe gebraucht. Er hängt sie an alle möglichen Wörter und bereichert so den deutschen Sprachschatz mit ganz unübersetzbaren, unausdenkbaren Vokabeln, wie Ursein, Urgewalt, Urgefühl. Die mit dieser Vorsilbe bereits ausgestatteten Wörter wie Ursprünglichkeit, Urwüchsigkeit hat er daher in Pacht genommen und die damit verbundenen Begriffe passen auch vortrefflich in seinen Kram. T. J. ist nämlich der Entwickelungslehre fremd oder feind; er kennt und achtet nur das „Angestammte", „Urwüchsige" — auch „Elementare" genannt — und achtet es um so höher, als weder er, noch sonst jemand genau sagen kann, was das eigentlich heißt.

T. J. als Charakterschilderer ist einzig. Er ist im Stande, uns von seinem Gegenstande folgende Eigenschaften zu berichten. Urwüchsige Ungebrochenheit, innere Einheitlichkeit und Einheit; große entscheidende Anlagen, eine das innerste Können durchbrechende Natur u. s. w. Mit diesen Vorzügen ausgestattet, giebt sich der betreffende Gegenstand etwa folgenden lobenswerthen Bethätigungen hin: Er führt sich auf die Höhe und in die Kraftfülle seiner selbst; er gleicht unversöhnte Gegensätze harmonisch aus; er verflicht die in den eigensten Tiefen der Persönlichkeit ruhenden Vorstellungen mit dem höheren Selbst, er gelangt endlich in einem individuellen Ideal zu sittlicher Auslebung. Das „Ausleben" nimmt die Herrschaften überhaupt viel in Anspruch. Der Eine lebt den vollen wirklichen Bestand seines Innern aus; während ein Anderer „sein eigenes in der Wurzeltiefe erfaßtes Gesammtwesen in seinen Beziehungen zur Welt auslebt." Da laufe ich doch lieber in Schlittschuhen an einer Alpenwand hinauf. Wenn es auch nicht gelingt, so weiß ich doch wie es anzufangen ist; aber wenn ich mich in meiner Wurzeltiefe erfassen sollte, um hierauf mein Gesammtwesen auszuleben — da wüßte ich mir — es sei denn unter Mitwirkung eines Zahnarztes — wirklich nicht zu helfen.

T. J. als Politiker, namentlich als Leitartikelschreiber — eine seiner häufigsten Inkarnationen — gehört zu den gefährlichen Spielarten seiner Gattung. Wenn er anhebt die sozialen und volkswirthschaftlichen Fragen aus „historisch

präfigurirten Ideen heraus“ zu erläutern; wenn er in „Volksseele“, „gemeinsamen arischen Genius“ u. dgl. zu schwelgen beginnt, dann wird er ebenso gefährlich, als er unklar ist. Auf diesem Gebiete, wo allein die Thatsache, die erkannte Wirklichkeit der Dinge, der Wahrheitsgehalt des Gedankens einen fördernden Einfluß üben kann, da wird die hohle Phrase zum Hemmniß, da wird sie zum Verderben.

Um Definitionen ist T. J. nie verlegen. Was ist Liebe? frägt man ihn z. B. Seine Antwort wird nicht — wie etwa Paola Mantegazzas Buch — neue Aufschlüsse und gelöste Naturräthsel bringen, sondern folgende Auskunft geben:

„Liebe heißt nicht, die Augen vor den Mängeln einer Person verschließen; sie ist umgekehrt ein so tiefer Blick in das innerste Wesen des geliebten Gegenstandes hinein, wie ihn nur die tiefste Verwandtschaft ermöglicht, die innerste Einheit mit demselben verleiht. Lieben heißt nichts anderes, als sich im innersten Geistsein aufschließen für einander, das andere Wesen in seinen geheimsten Tiefen und in seinem innern Sein enträthseln.“ (Lon. Ein Kampf von Gott. S. 120.)

Wissen Sie jetzt, was Liebe ist — oder sind Sie so klug wie zuvor? Letzteres ist ein Hauptmerkmal tiefinnerlicher Weisheit. Dieselbe dringt nie um ein Zollbreit weiter hinaus, sie kreist stets um ihr eigenes Inneres herum und ist so das rechte Bild des berühmten „auf dürrer Haide“ sich drehenden Schafes.

O weh — meine Zuhörer — was habe ich da gethan? Es befinden sich gewiß einige T. J. in ihrer Mitte, denn die Spezies ist unheimlich weit verbreitet, und meine unvorsichtig gebrauchte Benennung „Schaf“ wird die anwesenden T. J. in ebenso viele Tiger verwandelt haben. Das Element des raubbestienmäßigen Grimmes ist nämlich in der Zusammensetzung unseres Objektes stark vertreten. Der Grimm wird nur selten nach außen gekehrt, dafür ist er nach innen desto tiefer sitzend und daselbst in verhaltener Wallung brodelnd. Die schon früher erwähnte „sittliche Entrüstung“ im Verein mit heiligem Zorn und tugendhaftem Abscheu kochen da die Verdammungsgefühle zurecht, mit welchen T. J. die Welt betrachtet. In Folge dessen ist er auch kriegerischen Geistes und sein Sprachschatz wimmelt von martialischen Ausdrücken: „gewaltiger Trutzbau“, „vollwerthiges Bollwerk“, „blutig sprießende Frucht kühn bewältigter Kriegsarbeit“, „strotzende Volkskraft und Wehrkraft und Streitkraft“ u. s. w. u. s. w. Gewohnt, immer

nur mit Abstraktionen herumzuwerfen, ist er für konkrete Einzelheiten blind; daher entgehen ihm die Leiden und Greuel, welche der Krieg für die Individuen mit sich bringt, und er sieht in ihm nur die allgemeinen Ergebnisse von Sieg und Ruhm, von weltgeschichtlicher Bedeutung — alles Dinge, die ihm im tiefinnerstem Stil bereits auf der Schulbank vordeklamirt worden sind. Demnach neigt er zum Chauvinismus. Ebenso zum Klassizismus. Im Hellenenthum schwelgt er — was ihn nicht hindert, mitunter auch im ascetischen Christenthum zu schwelgen. Alles, was die Endsilbe „thum" führt, ist ihm überhaupt sympathisch. Die damit verbundenen Begriffe sind so unbestimmt, so dehnbar, daß sich damit vortrefflich tiefinnerisiren läßt.

„Der Parsifal," sagt Nohl a. a. O., „hat uns auf dramatischem Gebiete die Weltgeschichte des Christenthums gebracht, die Sebastian Bach auf musikalischem Gebiete als eine Welt unseres innersten Empfindungslebens aufgedeckt hat."

„Eine Welt" — damit ist T. J. nicht karg. Die Welt, die ruht in seiner innerlichen Tiefe, daß es ein Vergnügen ist; in seinen seelischen Eingeweiden wimmelt es von Welten — da ist die Milchstraße „ein Waisenknabe dagegen". Der „Weltzusammenhang" ist eine Sache, die er immer bereit ist, aus einer musikalischen Fuge, aus einer alten Mythe, aus einer Strophe der göttlichen Komödie oder aus sonst einer Einzelerscheinung heraus zu erklären; freilich so zu erklären, daß die Andern nichts verstehen, aber überzeugt werden sollen, daß der Erklärer es verstanden hat.

Nun steigt aber die Frage auf: betrügt T. J. nur sich selber oder betrügt er wissentlich die Andern? Geehrte Zuhörer — ich habe Sie zu Anfang dieses Vortrags darauf gefaßt gemacht, daß wir mit dem Phänomen nicht zart umgehen wollen, daß wir's nicht ausstehen können: also denn — keine falsche Höflichkeit — T. J. ist auch nichts weniger als höflich — also gerade heraus ja: er betrügt, er gaukelt, er schwindelt! Er weiß recht gut, daß das, was er vorbringt, keine erkannte Thatsache, keine nachweisbare Wirklichkeit birgt, sondern nur ein in der innersten Tiefe seines Hirns aufgezucktes „Vielleicht", das er in der Sekunde dieses Aufzuckens schnell mit einer tönenden Phrase harpunirt und dann als eine volle, ganze, wirklichste, eigenste Unwahrheit an die Oberfläche bringt. Und

Tausende reißen sich die Mütze vom Kopf um dieser Wahrheit — die sie zwar nicht verstehen, aber deren weisheitsbeflittertes Gewand sie geblendet hat — ihren Respekt zu bezeugen.

Nein, nein — dulden wir's nicht länger! Wenn T. J. uns wieder einige seiner riesenhaften Hohlworte vorbringt, welche in die Region des Unverständlichen emporschnellen, wie ein Ballon in die Luft, schauen wir diesem Ding nicht staunend nach, sondern zwingen wir den Phrasencharlatan, daß er uns den Sinn seines Ausspruchs erkläre, daß er mit andern Worten sage, was er sich gedacht hat. Er wird Ausflüchte suchen ... aber vergebens: packen wir ihn am Kragen — treiben wir ihn in die Enge — drücken wir ihn an die Wand und jetzt — „Steh uns Rede — oder auf die Knie, Tiefinnerster, auf die Knie!!"

XXIII.

Der Mensch ist großjährig geworden.

An jenem Donnerstag-Abend waren wir in der Führung unserer gewohnten Gespräche einigermaßen gestört; der dreizehnjährige Sohn des Hausherrn befand sich zufällig in unserer Mitte, und da mußte man natürlich vorsichtig in der Wahl der Gesprächsstoffe sein. Wenn Einer — die Anwesenheit des Knaben momentan vergessend — ein einigermaßen freies Wort fallen ließ, so ward er schnell mit einem Seitenblick nach dem Kleinen zurechtgewiesen. — Die Unterhaltung wurde immer schleppender; was immer für ein Thema man berührte, es fürchtete stets ein Jeder, durch die unumwundene Aussprache seiner Ansicht irgend etwas vorzubringen, was das Kind mißdeuten würde, was den Doctrinen widerspräche, die ihm in der Schule beigebracht worden, oder was eine gefährliche Neugier in ihm wecken könnte.

„Hat Niemand für heute einen „freien Vortrag“ im Schilde?“ fragte der Doktor, nachdem wieder eine längere Pause eingetreten war.

Einige meldeten sich: „Ich hätte über die Abschaffung des griechischen Unterrichts reden wollen, aber vor Fritzchen geht das nicht wohl an.“ — „Und ich wollte eine Charakteristik der weiblichen Coquetteriekünste vorbringen — das geht noch weniger.“ „Auch meine beabsichtigte Dissertation über vergleichende Religionsforschung muß wegfallen.“

„Ich verstehe,“ sagte der Doktor; „und dabei thut sich mir eine ganze Ideenreihe auf, die mich zu einem Vortrage anregen könnte.“

„O, dann sprechen Sie!“ baten wir Alle, da es uns stets am liebsten war, wenn der Hausherr selber den Rednersitz einnahm.

„Gut. Doch vor Allem: Fritzchen, mein Sohn, sag den Herren „gute Nacht“ und geh' schlafen — es ist schon spät.“

Der kleine Störenfried verabschiedete sich, und der Doktor, nachdem er noch eine Weile nachgedacht, begann:

„Mein armes Bürschchen! ... Die Behandlung hat ihn gekränkt, ich sah's ihm an. Sicher ist er überzeugt, daß er Alles verstünde und ohne Gefahr hören könnte, was wir zu reden haben. Und dabei ist er doch wirklich noch ein Kind — unsere Zurückhaltung ist demnach berechtigt; aber wie wäre wohl einem schon Erwachsenen zu Muthe, der sich seiner uns ebenbürtigen — wenn nicht überlegenen — geistigen Kraft vollständig bewußt wäre, und dem wir Aehnliches angethan hätten? Gewiß sehr grimmig.

Und sehen Sie, meine Herren, dieser selbe Grimm ist es, der in unserer heutigen Kulturmenschheit gährt. Denn auf ihr lastet — in Gestalt überkommener Anschauungen, Sitten und Einrichtungen — jenes Princip, welches uns vorhin veranlaßte, meinen Fritz vor vermeintlichen Gefahren zu hüten. Da heißt es auch immer mit warnenden Seitenblicken auf verschiedene Gruppen: Volk, Frauen, Publikum, „das dürfen Jene nicht hören, nicht wissen ... das könnte ihnen schaden.“ Mein Knabe hat die Sache — zwar nicht gleichgültig, aber gutmüthig hingenommen; auch ließ er sich schön folgsam fortschicken; in ein paar Jahren jedoch würde er in solchem Falle aufbegehren. Nun ist die Menschheit an dem Punkt des Aufbegehrens angelangt; man sagt ihr zwar noch immer in allen Tonarten: Geh' schlafen, Kleine; — sie gehorcht aber nur murrend oder stellt sich gar mit verschränkten Armen hin: „Ich will nicht.“ Die Andern, die klugen Vollstrecker der vormundschaftlichen Gesetze, nennen dies wohl „revolutionären Geist“ und verdoppeln ihre Strenge. Da las ich neulich — es war in Avenarius Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie — folgende Stelle aus der Feder B. Carneris: „Der Mensch ist großjährig geworden, und es bedarf keines sonderlich feinen Gehörs, um das Pochen nicht zu überhören, mit welchem er die Grundfesten unseres sozialen Gebäudes prüft, das trotz seiner Modernisirung innen alters-

morsch ist. Der Mensch ist großjährig geworden. Da ist jeder Vormund vom Uebel und nur mehr ein Lehrer am Platz — die eigene Erfahrung."

Großjährig geworden? Ganz recht; aber jetzt gilt es erst, auf allen Gebieten sich die Anerkennung dieser Thatsache zu erkämpfen: behandelt werden wir allenthalben als Mündel, und namentlich „die eigene Erfahrung" ist es, vor der man uns schützen will.

„Verzeihung!" ward der Doktor hier unterbrochen. „Wer ist „man" und wer ist „wir"?"

„Ich meine die ganze zeitgenössische Gesellschaft, in deren Brust ja auch zwei Seelen wohnen: wir, die nach Anerkennung der Großjährigkeit Lechzenden, das sind Alle, sofern sie für sich Freiheit der Bewegung, Selbstverantwortlichkeit ihrer Thaten und ihrer Ideen beanspruchen; man — das überall schrankensetzende, überwachende, bevormundende „Man" — darin verkörpern sich auch wieder Alle, sofern sie nach althergebrachten Regeln und Normen das Handeln und Denken der Andern leiten wollen. Der Zwiespalt wird jedoch von Tag zu Tag fühlbarer. Man ist starrer als je — wir werden aber täglich zahlreicher und immer ungestümer in unseren Ansprüchen auf Mündigkeitserklärung. Wir sind die lebenden, strebenden Individuen, man wird zumeist durch Systeme bethätigt. Betrachten Sie einmal den Geist unserer verschiedenen Institutionen: — was stellen diese anders vor als umfassende Vormundschaft, oder, was noch mehr ist: Hofmeisterschaft. „Nur hübsch brav sein!" „Nur hübsch folgsam sein": das ist das Grundmotiv aller offiziellen Regeln und Maßregeln. Wo sich ein machthabender und gesetzgebender Körper gebildet hat — ob kirchlich, politisch, militärisch — da predigt er und züchtigt, schützt, zankt und bewacht er auf das Schulmeisterlichste. Das betreffende Kind oder Mündel wird dabei durch eine ganze Klasse repräsentirt; und so sehr die Einzelnen sich auch großjährig fühlen mögen, als Mitglieder der Klasse müssen sie sich der Bevormundung fügen. Sie thun dies um so williger, als in Jedem etwas von dem vormundschaftlichen Geist steckt, dessen Ausübung er den Andern gegenüber für recht heilsam hält. Für ihn selber — so sagt sich jeder Einzelne in den verschiedenen Gruppen — da ist die erziehliche Beeinflussung und Beaufsichtigung überflüssig; — aber die ganze Gruppe als solche, die

braucht es schon. Wenn jedoch im Namen der Gruppe die Auflehnung beginnt, so ergiebt das den verpönten revolutionären Geist — den „Geist der Unbotmäßigkeit".

Sehen Sie einmal solch eine abgesonderte Klasse an — die größte, die es giebt, da sie aus der Hälfte des Menschengeschlechts besteht — die Frauen. Daß diese Hälfte von der andern als Kind, zu lebenslänglicher Minderjährigkeit verurtheiltes Kind behandelt und betrachtet wird, ist eine Thatsache, die sich sogar im Gesetzbuche spiegelt. Alle die beklagten Emancipationsgelüste, die ganze sogenannte „Frauenbewegung", die vom weiblichen Geschlechte erhobenen Ansprüche auf Gleichberechtigung und Selbstbestimmung — das Alles läßt sich mit einem Worte ausdrücken: die Frau ist großjährig geworden. Sie schütteln die Köpfe und seufzen? Es ist Ihnen wohl leid um das anmuthige Bild, das Sie in der kindlichen, hilflosen, in Allem und Jedem auf Ihre Stütze und Leitung angewiesenen Vertreterin des „schönen", „schwachen" Geschlechtes erblicken? Das ist auch so eine Gewohnheit der Erwachsenen und Alten — namentlich bei Großmüttern habe ich das beobachtet — zu jammern, wenn die Enkel heranwachsen: Ach, wie schade, jetzt ist eure schöne, holde, unschuldsvolle Kinderzeit vorbei; oh, trachtet doch noch, so lange als möglich, drin zu verharren ... Was sie da beklagen, die verehrlichen Alten, das ist — ohne daß sie es wissen — das Schwinden *ihrer* schönen Zeit, in der sie den Kleinen imponiren und befehlen durften. Jetzt entgleitet ihnen die Autorität und zugleich verlieren sie das herzige Spielzeug. Die aufgeschossenen Rangen gehören nicht mehr ihnen — sich selber wollen sie angehören: sie sind großjährig geworden.

Auf der Methode, zu ganzen Gesellschaftsklassen zu sprechen, als wären dieselben ein kleiner Schuljunge, beruhen die meisten, von Behörden und Regierungen ausgehenden Enunciationen.

So auch wird dem gesammten Publikum gegenüber der belletristische Lesestoff gehandhabt. Zwischen den Schreibenden und den Lesenden steht als Vermittler und — Vormund der Zeitungsredakteur und Buchverleger, und als Hofmeister steht noch der Aesthetik-Professor daneben. Da wird Alles fernzuhalten gesucht, was dem Kinde „Publikum" *gefährlich* sein könnte, was es nicht

wissen darf (denn dazu ist's noch zu klein), was gegen die geltenden Schulregeln verstößt ... hingegen wird das bevorzugt, was irgend eine zurecht gelegte Moral, eine Anspornung zum „Schönbravsein“ enthält. Aber die Schriftsteller beginnen, das Joch abschütteln zu wollen, und auch das Volk der Leser revolutionirt. Das zeigt sich in der Vorliebe, mit der der deutsche Romanleser die ihm deutscherseits vorgesetzte Lektüre links liegen lassend, nach französischen und nordischen Büchern greift, welche ohne Rücksicht auf die vermeintliche Minderjährigkeit des Publikums geschrieben sind. Die Wahrheit will der erwachsene und selbstständige Mensch hören, — die Wirklichkeit will er kennen lernen — nicht aber zu erziehlichen Zwecken hergerichtete Darstellungen. Die absichtlich gebotene Moral lehnt er ab, die absichtlich wegen vermeintlicher Gefahr verhüllten Thatsachen will er schauen; nicht weil er unmoralisch ist, oder weil er es liebt, sich tollkühn in Gefahren zu stürzen, sondern weil er recht gut weiß, daß der wahre ethische Gewinn nur der Erkenntniß unverfälschter Wirklichkeit entspringen kann, und weil er weiß, daß jene Dinge, die der bevormundende Geist ihm verborgen halten will, überhaupt gar nicht gefährlich sind.

Das schönste Bild jener hohen Vorsorge, welche die Bevölkerung vor Kenntnißnahme gewisser gefährlicher Schriften schützt, bietet die russische Censur. Was da die braven Kinder Alles nicht lesen und nicht erfahren dürfen, das zeigt wahrlich den Gipfel wachsamer Bevormundung an! So werden denn die meisten, irgend einen freien Gedanken enthaltenden ausländischen Bücher verboten (das jüngste Opfer waren Bodenstedts Memoiren) und in den Zeitungen übertüncht man die für russische Kinderaugen nicht passenden Stellen mit schwarzem Lack. Bei uns zu Lande wird eine solche Censur zwar nicht ganz so streng und weniger vom politischen als vom sogenannten sittlichen Standpunkt, weniger nach, als vielmehr vor dem Drucke ausgeübt, indem die unter den Handschriften wählenden Schriftleiter darauf bedacht sind, Alles auszuscheiden, was Kleinabonnentchen etwa schaden, seine Fassungskraft übersteigen oder seinem nach „schönen Geschichten“ lechzenden Unterhaltungsbedürfnisse nicht genügen könnte. Der geistig großjährige Leser lehnt solche pädagogisch zubereitete Kost stillschweigend ab. Er hat zwar

nichts dagegen, sich aus dem Gelesenen Belehrung und Veredelung zu holen, aber das läßt sich für ihn — ich wiederhole es — nur aus der Erfahrung dessen gewinnen, was wirklich ist und was wirklich geschieht. Aus den stets sich verwandelnden Sitten und Zuständen bilden sich die jeweilig maßgebenden Sittlichkeitsbegriffe hervor. Was wollen wir heute noch mit einer Kreuzzug-, mit einer Hörigkeitsmoral anfangen? Und diesen Charakter des Verspäteten, der für die lebendige Gegenwart, für die Ziele der Zukunft nicht mehr Ausreichenden tragen mehr oder minder alle jene vormundschaftlichen „guten Lehren" an sich.

Der Mensch ist großjährig geworden. Es ist ein verheißungsvolles Wort. So sehr sie auch schaudern mögen, die verschiedenen Vormund-Seelen, so sehr sie es entsetzt, daß allenthalben der Gehorsam gekündigt, die Selbstständigkeit gefordert wird — das Alles bedeutet nicht zu unterdrückenden Aufruhr schlimmer Buben oder zu löschendes „Feuer in der Mädchenschule"; es stellt nicht Sittenverfall und „böse Zeiten" vor — es ist einfach der naturgemäße Uebertritt des Menschengeschlechtes aus seiner Kinder- in seine Vollblüthezeit. Natürlich vollzieht sich dieser Prozeß mit einer der Lebensdauer unseres Geschlechtes angemessenen Langsamkeit und bis zu dessen vollkommener und allgemeiner Durchführung können noch mehrere hundert Jahre vergehen; — aber theilweise und stellenweise tritt er schon mit Stolz und Selbstbewußtsein, mit energischer Geltendmachung seiner Rechte hervor, der großjährig gewordene Mensch! Er will keinen anderen Lehrmeister mehr dulden — wie Carneri sagt — als die eigene Erfahrung; er begehrt nach den allzeit erprobungsfähigen Erkenntnissen der Wissenschaft an Stelle angemaßter Autorität; er will nicht blind gehorchen, sondern der Herr seiner Thaten sein, und wenn er verschmäht, die ihm vorgepredigten Tugendunterweisungen anzunehmen, so geschieht das, nicht weil er die Tugend verschmäht, sondern weil er nicht „schön brav" sein will. Nicht aus zitternder und kriechender Angst vor angedrohter Strafe, nicht um versprochenen Lohnes willen mag er thun, was recht ist, sondern aus selbstgewonnener Ueberzeugung, d a ß es recht ist. Ammenmärchen kann er nicht mehr glauben, und mit lehrreichen „auf patriotischem und geschichtlichem

Hintergrunde" spielenden Erzählungen für die reifere Jugend will er seinen Geist nicht nähren. So wie er, dem Gängelbande längst entwachsen, mit seinen Füßen selber geht, so will er mit seinem Kopfe nunmehr auch selber denken. Ueber sein Vermögen — das heißt über seine Arbeitskraft und seine Genußfähigkeit — will er frei verfügen können; richtet er sich dabei zu Grunde: desto schlimmer für ihn; Rechenschaft will er keinem schulden. Die Zeit der Minderjährigkeit war eine Zeit der Vorbereitung auf das Leben, — jetzt erst", schloß der Doktor, indem er aufstand, „jetzt erst wollen wir das richtige Leben beginnen!"

„Wir? Schon wieder wir?" bemerkte ich lächelnd. „Was wird man dazu sagen?"

„Oh", antwortete der Doktor mit einem Seufzer, „man wird uns das Leben schon noch genügend sauer machen."

XXIV.

Das ganze System.

„Mein lieber Doktor", sagte am letzten Donnerstag Einer aus unserem Kreise, „ich hätte eine Bitte an Sie."

„Und die wäre?" fragte unser Hausherr zuvorkommend.

„Wie Sie wissen, übersiedle ich nach Boston, und künftige Woche soll ich von Europa absegeln. Es wird mir daher nicht mehr vergönnt sein, Ihre Vorträge, denen ich seit einer Reihe von Jahren regelmäßig gelauscht habe, fernerhin zu hören. Wollen Sie nun die Güte haben — damit ich mir einen recht klaren Begriff von Ihrer Denkart mitnehmen könne — heute einen Vortrag zum Besten zu geben, in welchem Sie ein Resumé Ihrer Philosophie, ein Gesammtbild Ihrer Weltanschauung, mit einem Wort: das ganze System entwickeln, welches —"

„Sie Unglücksmensch!" fiel der Doktor ein, indem er mit beiden Händen sich an die Stirn griff. „Sie muthen mir da Ungeheuerliches zu! Ein ganzes System in eine viertelstündige und unvorbereitete Rede zusammenfassen! ... Mich dessen für fähig zu halten, das ist zwar sehr schmeichelhaft — mir aber zuzutrauen, daß ich überhaupt so ein Ding (ein *System*! mir schaudert vor dem Worte ...) mit mir herumtrage: damit thun Sie mir schweres Unrecht, damit beweisen Sie, daß Sie mich in der langen Reihe von Jahren nicht gar gut kennen gelernt haben.

Ein System? Ich muß lächeln — halten Sie mich denn wirklich für so gescheidt und so gelehrt? Oder meinen Sie,

daß ich mich dafür halte und mir einbilde, ein Weisheits-Lehrgebäude aufgerichtet zu haben! Ich bin auch nicht unbescheiden genug, bei dieser Gelegenheit Bescheidenheit hervorzukehren — eine Eigenschaft, die nur der Größe zukommt — ich werde nicht mit niedergeschlagenen Blicken sagen: „O bitte, bitte, meine Ansichten sind keineswegs so umfassend und zusammenhängend . . ., es giebt zwar nichts, was ich lieber hörte, als daß meine Ideen ein systematisches Ganzes bilden, welches Schule machen könnte, aber es fehlen mir die Kenntnisse, die Kraft, — mein schwacher Geist reicht nicht aus . . .“ und was dergleichen Redensarten mehr sind. Nein, meine Person bleibe ganz aus dem Spiele; ob der „schwache Geist“ tauglich oder untauglich dazu wäre, gleichviel, denn (Sie mögen immerhin „sauere Trauben“ sagen) ich mag die sogenannten Systeme nicht — an und für sich nicht. Sie bedeuten Einengung und Erstarrung. Da hat Einer drei oder vier gute Ideen, schnell reiht er sie aneinander und zeichnet verbindende und abgrenzende Linien darum, damit das Ding als festgefügtes Ganzes zusammenhalte und den prunkenden Titel System annehmen könne. Nun aber haben diese kunstgerechten Linien nicht nur den Uebelstand, daß sie die natürliche Weiterentwickelung der umfriedeten Ideen hemmen, sondern sie verlocken noch den Zeichner, auch andere, außerhalb liegende Vorstellungen und Thatsachen, an die er ursprünglich gar nicht gedacht, in die fertigen Formen hineinzuzwängen, denn so ein unseliges System will nicht nur „festgefügt“, es will auch allumfassend sein. Wie sehr dann jene armen Vorstellungen und Thatsachen es sich gefallen lassen müssen, zusammengedrückt oder auseinandergewalkt — mit einem Wort: entstellt zu werden, um in die vorgezeichneten Linien zu passen und sie auszufüllen, das läßt sich denken. Leisten jedoch manche darunter Widerstand, wollen sie sich durchaus nicht zurechtkneten lassen, so ändert unser Systematiker sicher nichts an seinem schönen Linienwerke, sondern er läßt das Uneinfügbare einfach draußen liegen, indem er es leugnet oder ignorirt.

Eine schon im Alterthum bekannt gemachte Wahrheit, der man aber erst in neuester Zeit gemäß zu denken beginnt, das oft citirte: „Alles fließt“, dem haben sämmtliche Systeme stets entgegengewirkt, denn ihr Wahlspruch ist: Alles steht fest. Dem Zeitwort „werden“ sind sie feind.

Selbst in der vergangenen Form gebrauchen sie es ungern. Daß ein Ding geworden, geben sie nur selten zu; sie sagen lieber, es war; daß es ist, das verkündet eben das System, und daß es so bleiben wird, dafür — das ist schon so der Dogmengeist — verbürgt sich das System. Denn nicht nur die Kirchen haben ihre Dogmen; überall, wo eine Lehre zum „System" geworden, bilden sich Glaubenssätze heraus, welche der weiteren Forschung den Weg absperren, welche die Kraft der Weiterentwickelung lähmen. Die alten naturgeschichtlichen Systeme — wie z. B. Linné — nehmen keine gewordenen Arten an und wissen von den werdenden nichts; Schulsysteme sträuben sich gegen die Aufnahme neuer Disziplinen und noch mehr gegen das Fallenlassen der alten; Glaubenssysteme: — nun diese bringen, sofern sie konsequent sein wollen, alles Widersprechende auf den Scheiterhaufen oder in unserer dem Scheiterhaufen entwachsenen Zeit, zum Mindesten vor den Staatsanwalt, Paragraph Gotteslästerung. Philosophische Systeme: die gehen schon gar gewaltsam vor, denn was sie in ihre aus einem einzigen Begriff — „Monade", „Wille", „Unbewußtes" — konstruirten Grenzen zwängen wollen, das ist einfach die ganze Welt. Politische Systeme endlich — je nun, Sie wissen, was es heißt, wenn das ewig wechselnde und wachsende Völkerleben an gewisse starre Formen und abgestorbene Formeln der Staats- und Regierungsgewalt anprallt. Verdichten sich jedoch die anprallenden Kräfte ihrerseits zu einem mit Dogmengeist erfüllten System (hier heißt's Partei), so erstarrt auch dieses. Je dogmatischer eine Partei geworden, desto weniger Geist und Leben wird von den neuen Anhängern mitgebracht; sie haben es nicht mehr nöthig, zu denken, zu folgern, zu begreifen, sie brauchen nur noch zu schwören.

Nun gar ein einzelner Mensch, der sich einbildet, ein System zu haben! In seiner mildesten Form ist er ein Pedant, in seiner wildesten ein Tyrann. In der Mitte liegt die doktrinäre Form; das ist die allerschwerfälligste — und ist diejenige, in welcher Sie, mein verehrter Herr, die kondensirte Gesammtheit meiner im Lauf der Zeit leicht hingeworfenen Ideen nach Amerika mitnehmen wollten. Danke schön!

Wäre ich wirklich so systematisch veranlagt, wie Sie

mir die Ehre erweisen zu glauben, so würde ich wohl schon vor zehn Jahren ein Lehrgebäude mir aufgerichtet haben, aus dem ich keinen Stein entfernt, dem ich keinen Stein hinzugefügt hätte, und heute könnte ich Ihnen sagen: Wenn Sie wissen wollen, wie ich im Allgemeinen denke, so schlagen Sie gefälligst das Stenogramm meines ersten, in diesem Kreise gehaltenen Vortrags nach. Derselbe behandelte, wenn ich nicht irre, das Thema „Weltanschauung". Das geht aber nicht an. Den gleichen Ausblick behält man nur, wenn man auf dem gleichen Flecke stehen geblieben. Heute befindet sich wohl Niemand mehr — ich spreche von Solchen, die sich dem Rauschen der Zeit nicht ganz verschließen — auf derselben Stelle, die er vor zehn Jahren einnahm. Die Ereignisse, Entdeckungen und Fortschritte, welche diesen an sich nur kurzen Zeitraum füllen, sind derart, daß eine entsprechende Erweiterung der Anschauungen in jedem halbwegs hellen Kopfe Platz gegriffen haben muß.

Aber indem man um ein gut Stück erfahrener und vernünftiger geworden, hat man einsehen gelernt, daß man auch dem Stande seiner gegenwärtigen „Weisheit" mißtrauen muß; abgesehen von den Dingen, die Einem entgangen sind, wie viel neue Erkenntnisse können die kommenden zehn Jahre wieder bringen, in deren Lichte die heutigen Bilder verblassen; wird da wohl wieder Vieles, was man heute kühn und originell gedacht wähnt, so ganz selbstverständlich geworden sein? Werden nicht Dinge auftauchen, von welchen wir Alle noch keinen Begriff haben? Da wären wir dann schlecht bestellt, wenn wir ein fertiges System mit uns herumtrügen; da würden wir zu der beklagenswerthen Besatzung jener Geistesfestungen gehören, welche bestimmt sind, vor dem Ansturm der Fortschrittstruppen zu fallen.

Denn daß der Fortschritt — auf allen Linien — den Sieg davontragen muß, das ist — mit einem Worte — meine Weltanschauung. Dabei bescheide ich mich, wie Sie sehen, den Begriff Welt auf die Entwickelung unseres Geschlechts, auf die Gestaltung unserer Schicksale zu beschränken. Darüber hinaus: das unendliche Universum — da schließt sich, je tiefer es hinüber zu blicken gewagt, desto geblendeter unser Auge."